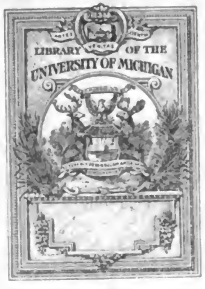
A 524446

Mohl

Eine landwirthschaftliche Reise

1836

Library University of Michigan



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

S
463
.M735

Digitized by Google

1 agric 25:1. 625. Green 5:15:6.

Beschreibung

einer

landwirthschaftlichen Reise

durch

mehre Theile des nördlichen Frankreichs,

von

L. Moll,
Professor der Landwirthschaft zu Roville.

Deutsch herausgegeben und mit einigen Anmerkungen und Beilagen versehen

von

Dr. A. G. Schweitzer,
Professor zu Tharandt.

Nebst einer lithographirten Abbildung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Library University of Michigan

Beschreibung

einer

landwirthschaftlichen Reise

durch

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

mehre Theile des nördlichen Frankreichs,

von

L. Moll,
Professor der Landwirthschaft zu Roville.

Deutsch herausgegeben und mit einigen Anmerkungen und Beilagen versehen

von

Dr. A. G. Schweitzer,
Professor zu Tharandt.

Nebst einer lithographirten Abbildung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Digitized by Google

Dresden,
gedruckt in der Buchdruckerei von Ernst Blochmann.

Digitized by Google

Vorrede,

die man nicht zu überschlagen bittet.

Der Verfasser der vorliegenden Reisebeschreibung Hr. L. Moll, ist als Lehrer bei dem landwirthschaftlichen Lehrinstitut zu Roville, an dessen Spitze der würdige Mathieu de Dombasle steht, angestellt, erhielt von Seiten der französischen Regierung eine Unterstützung zu einer landwirthschaftlichen Wanderung durch einen Theil des nördlichen Frankreichs und hat die auf selbiger gemachten Bemerkungen in der französischen Zeitschrift: „l'Agronome", vom Januar 1835 bis zum April 1836 bruchstückweise mitgetheilt. Daß diese Bruchstücke nun hier, zu einem Ganzen vereinigt, in einer deutschen Bearbeitung erscheinen, könnte von Manchem für ein unnützes, ja zweckwidriges Unternehmen gehalten werden; deßhalb glaubt Schreiber dieses zu seiner Rechtfertigung die Gründe angeben zu müssen, die ihn zu dieser Bearbeitung veranlaßten und ihm sogar die Meinung beibringen, daß selbige ein gutes Werk sei.

Es kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß landwirthschaftliche Reisen, so wie die Beschreibung provinzieller Wirthschaftsarten den interessantesten und belehrendsten Theil unsrer landwirthschaftlichen Literatur ausmachen, bald sie, wenn auch etwas schmeichelnd, doch ein richt-

Digitized by Google

ges, wahrhaftiges, naturgetreues Gemälde des darzustellenden Gegenstandes geben. Dergleichen Beschreibungen spornen, von ausgezeichneten Resultaten Nachricht gebend, zur Nacheiferung, warnen vor Mißgriffen, bewahren vor Einseitigkeit, machen auf die Einflüsse, welche Boden, Klima, politische und kommerzielle Verhältnisse auf den Betrieb der Landwirthschaft ausüben können, aufmerksam, reizen zum Nachdenken, zum Vergleichen, vernichten manchen Irrthum, zeigen uns im Spiegel Anderer unsere eigenen Fehler ebenso wie unsere Vorzüge, bewirken dadurch eine richtige Selbstschätzung und tragen auf diese Weise, wenn sie zumal zu gleicher Zeit anziehend und unterhaltend geschrieben sind, ganz unbemerkt zu mannichfaltiger Belehrung bei. Als Beweis dafür kann das vielfache Gute gelten, welches unverkennbar Thaer's Beschreibung der englischen Landwirthschaft, Schwerz's Beschreibungen der belgischen, pfälzer, elsaßer und westphälischen Wirthschaftsweisen und noch manche andere verdienstliche Schriften dieser Art gewirkt haben; sie haben mehr zur Belehrung und zur geistigen Erhebung der deutschen Landwirthe beigetragen als viele andere weitschichtige und gelehrtere Werke. Jede Bereicherung dieses noch lange nicht genug kultivirten Zweiges der deutschen landwirthschaftlichen Literatur dürfte daher wohl als ein dankenswerthes Unternehmen anzusehen sein. Für eine solche Bereicherung hält nun aber Schreiber dieses vorzugsweise die vorliegende kurze Reisebeschreibung, die ohne seine Dazwischenkunft vielleicht nicht so bald zur Kenntniß vieler Leser, denen sie in ihrer jetzigen Gestalt willkommen sein möchte, gelangt wäre, da sie, in einem bei uns wenig gelesenen französischen Journale vergraben und ekelhaft zerrissen, kaum die Aufmerksamkeit einiger Weniger auf sich gezogen haben dürfte.

Digitized by Google

Zu dem oben über sie gefällten günstigen Urtheile geben folgende Umstände Veranlassung:

a) sie ist ganz vorurtheilsfrei geschrieben, bespricht freimüthig die großen Gebrechen, an welchen im Allgemeinen der Landbau in Frankreich leidet, macht aber auch auf viele daselbst hie und da vorkommende nachahmungswerthe Einrichtungen und Verfahrungsarten aufmerksam. Sie bestätigt auf diese Weise die durchgängig angenommene Meinung, daß Deutschland in landwirthschaftlicher Hinsicht im Ganzen weit über jenem Nachbarland steht, beweis't aber auch auf's Neue, daß man selbst von Solchen, die man für schwächer und minder unterrichtet hält, oft viel lernen könne.

b) Der Verf. ist längere Zeit in Deutschland gewesen, kennt die dasigen Verhältnisse genau, hebt das Gute und Vorzügliche derselben gern mit Freuden hervor, erleichtert dadurch eine Vergleichung zwischen deutscher und französischer Landwirthschaft und kann wohl dadurch zu unserer Ermuthigung und zu dem Entschlusse beitragen, das an uns Gerühmte wirklich in vollem Maße zu verdienen. M. s. nur zum Beispiel S. 15. Es dürfte dieser Entschluß um so nöthiger werden, damit wir unsere jetzige Ueberlegenheit nicht verlieren; denn bei dem gegenwärtig in Frankreich unter den gebildeten und reichen Gutsbesitzern erwachten Streben, dem landwirthschaftlichen Gewerbe Zeit, Wissenschaft und Kapitale in reichem Maße zuzuwenden, dürfte es bald dahin kommen, daß uns unsere Nachbarn überflügeln, wenn in Deutschland nicht ein Gleiches geschieht, und das ist leider in vielen Gegenden nicht der Fall. Der Landbau kann sich aber nicht erheben und Fortschritte machen, wenn nicht die größeren Gutsbesitzer, die Höher-

Digitized by Google

gestellten, die wissenschaftlich Gebildeten sich ihm mit Liebe widmen und mit der Fackel der Wissenschaft den Pfad erhellen, welchen auch der kleine Landwirth zu gehen hat. Alle wahrhafte, durchgreifende Verbesserungen der Landwirthschaft eines Landes können nur auf diese Weise hervorgebracht werden. Auch davon liefert uns Moll deutliche Beweise.

c) Der Verf. ist von der hohen Wichtigkeit der Landwirthschaft und ihres Gedeihens für den Staatshaushalt und das Glück der Völker innig durchdrungen und bringt in dieser Beziehung Gegenstände zur Sprache, die auch bei uns im Allgemeinen noch lange nicht in der Weise anerkannt und mit der Richtigkeit erwogen worden, wie sie es verdienen. M. s. nur die schöne Stelle S. 27. ꝛc., wo so wahre Worte über die Wichtigkeit einer guten Erziehung der ländlichen Bevölkerung stehen; ferner S. 44. und noch mehre andre.

d) Es ergibt sich aus dieser Reisebeschreibung, daß der Unterschied zwischen dem Klima in Norden von Frankreich und dem in Deutschland nicht so groß ist, wie Manche meinen, und dieß kann viel zur Berichtigung von in dieser Hinsicht bei uns herrschenden Irrthümern beitragen, wie denn überhaupt in der hier vorliegenden Schilderung manches Vorurtheil seinen Untergang finden dürfte.

e) Höchst interessant und Nachdenken erweckend ist es, zu sehen, wie so viele Verfahrungsarten, Ansichten, Einrichtungen und Vorurtheile sich fast ganz auf gleiche Weise unter den Landwirthen in den verschiedensten Theilen des kultivirten Europa's gebildet und verbreitet haben. Nachweise darüber sind in gegenwärtiger Schrift mehre enthalten; sie können wohl Veranlassung geben, der

Digitized by Google

Entstehungsursache dieser sonderbaren Uebereinstimmung, die oftmals kaum das Werk einer unmittelbaren Mittheilung oder Ueberlieferung sein kann, ein längeres und ernsteres Nachsinnen zuzuwenden, das jedenfalls dem, der an der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechtes Theil nimmt (und wer sollte das nicht?) eine höchst angenehme, Aufklärung heischende Geistesbeschäftigung sein muß.

f) Wir finden in dieser Schrift mehre höchst wichtige Nachweisungen über die wunderbaren Wirkungen des Mergels und der in landwirthschaftlicher Hinsicht mit ihm verwandten Kreide, womit die gütige Natur den Norden von Frankreich so reichlich versehen hat, und wovon daselbst ein ungemein ausgedehnter Gebrauch gemacht wird. Diese Nachweisungen dürften zur Aufhellung der Lehre von den Wirkungen des Mergels, wie man sie bei dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaftswissenschaft wünschen muß, vielleicht etwas beitragen und deßhalb einen nicht geringen wissenschaftlichen Werth haben.

g) Diese Reisebeschreibung ist sehr gut geschrieben, kurz, einfach, klar, präcis, ohne Einmischung fremder, nicht zur Sache gehöriger Gegenstände und doch auch nicht ohne eine gewisse wohlthuende Anmuth im Styl, die, angenehm unterhaltend, zum Weiterlesen anreizt.

Die stylistischen Vorzüge ihr zu erhalten ist das Bestreben des deutschen Bearbeiters gewesen, der keineswegs mit der Absicht, bloß eine Uebersetzung, wie sie fabrikweise zu Dutzenden erscheinen, zu liefern, an dieses Werk sich machte, sondern wirklich durch den Drang, seinen Landsleuten etwas Gutes, das sonst leicht unter der Masse unbemerkt verloren gehen könnte, zuzuführen, dazu bewogen wurde. Er glaubt nun aber auch wirklich eine

Digitized by Google

Bearbeitung geliefert zu haben, wie sie sein sollte, d. h. eine solche, die es vergessen läßt, daß man kein Original lese, und die den Geist ihres Vorbildes, wenn auch nicht sklavisch getreu in Worten und Wortfügungen, doch ganz getreu hinsichtlich des Sinns, der Sache und der beabsichtigten Wirkung wiedergibt.

Ueberhaupt kann derselbe nicht unbemerkt lassen, daß er auf einen guten, reinen, nicht überladenen wohlklingenden und lebhaften Styl, auf eine richtige, der Sache angemessene, nicht schleppende, würdevolle, klare und präcise Schreibart einen großen Werth legt und in dieser Hinsicht mit vielen deutschen Schriftstellern, besonders auch im Fache der Landwirthschaft, gar nicht recht zu frieden ist. Viele sind der Meinung, daß es bei der Darstellung von rein wissenschaftlichen und gewerblichen Gegenständen bloß auf die Sache, den Stoff, keineswegs aber auf die Form, in der man jene dem Publikum vorlegt, ankomme, und vernachlässigen daher letztere ungebührlich. Dieß hält Schreiber dieses durchaus für unrecht; denn nur, wenn Stoff und Form sich gegenseitig innig durchdringen und mit einander ein harmonisches Ganzes ausmachen, wird eine Schrift allgemeinen Beifall erhalten und die beabsichtigte Wirkung hervorbringen. Manches an sich sehr Gute, Richtige und Beachtungswerthe macht gewiß nur deßhalb nicht den erwünschten Eindruck, geht nur deßhalb fast unbenutzt verloren, wird nur deßhalb nicht gehörig beachtet und gewürdigt, weil es nicht einladend, sondern abstoßend vorgetragen wird, entweder in ekelhafter Breite, oder in unförmlicher Trockenheit oder mit Mangel an Deutlichkeit, mit seltsamen Redefügungen und wunderlichen Wortbildungen oder mit Ueberladung von nicht dazu gehörigen Dingen, oft auch mit Sprachfehlern reichlich versehen. Und doch

haben selbst wenig Gebildete für die Reize eines guten Styles Empfänglichkeit und sehen es gern, wenn das ihnen zum Lesen Gebotenene mit diesen Reizen geschmückt ist. In dieser Hinsicht stehen die Franzosen unverkennbar höher als die Deutschen. Selten wird von jenen einer sich solche Vernachlässigungen in der Schreibart zu Schulden kommen lassen, wie man sie bei diesen leider häufig findet, besonders auch im landwirthschaftlichen Fache. Wir haben zwar in diesem ebenfalls mehre wahre Musterbilder, aber es scheinen nur Wenige, die jetzt über landwirthschaftliche Gegenstände schreiben, ihnen nachzustreben beflissen zu sein. Besonders verdient auch wohl die geringe Sorgfalt eine Rüge, welche Mehre auf eine richtige logische Ordnung in ihren Vorträgen verwenden, desgleichen die an manchen Aufsätzen in Zeitschriften zu bemerkende Sonderbarkeit, daß die Ueberschriften entweder bald gar nicht, bald nur halb zum Inhalte passen, oder die Neugierde der Leser zu reizen ersonnen sind, die dann bei dem Lesen des Aufsatzes selbst keine Befriedigung findet. —

Doch indem darüber Klage geführt wird, daß so viele Schriftsteller in ihre Vorträge nicht zur Sache gehörige Dinge mengen, verfällt Schreiber dieses selbst in den gerügten Fehler, da er eigentlich nur von den Gründen Rechenschaft ablegen wollte, die ihm zur Bearbeitung der Moll'schen Reisebeschreibung Veranlassung gaben, und daran seine hier nicht zu erwartenden Ansichten und Gedanken über Schreibart und Styl knüpft. Er verfolgt daher, dieß erkennend, diesen Gegenstand, über den sich noch viel sagen ließe, nicht weiter, sondern erlaubt sich nur noch ein paar Worte über die dem übersetzten Werkchen angefügten Anmerkungen und zugegebenen Beilagen. Jene sollen zum Theil das bessere Verständniß der Sache fördern, zum

Theil dazu dienen, die eigenen Ansichten des Bearbeiters über manche Gegenstände bekannt zu machen, die zu unterdrücken ihm unmöglich war, da sich nicht leicht eine günstigere Gelegenheit, sie auszusprechen, darbieten dürfte. Was die geographischen Anmerkungen betrifft, so bittet derselbe recht sehr, dieselben ja nicht als ein unzeitiges Auskramen von Gelehrsamkeit ansehen zu wollen. Er bekennt gern, daß ihr Inhalt, den Werken Anderer entnommen, keineswegs sein wissenschaftliches Eigenthum ist, er glaubt aber, da jeder Mensch Andere so gern nach sich beurtheilt, manchem Leser, der mit dem nördlichen Frankreich nicht genau bekannt ist, durch selbige einen Dienst erwiesen zu haben. Es erregt ihm nämlich allemal ein wahrhaft peinliches Gefühl, wenn er bei dem Lesen einer Reisebeschreibung sich nicht einigermaßen ein Bild von der beschriebenen Gegend entwerfen, von deren topographischen Verhältnissen keinen Begriff machen kann; es ist ihm daher fast unmöglich, ein Werk dieser Art ohne Landkarte und ohne ein geographisches Handbuch durchzulesen. Er hielt Andere für eben so gesinnt und wollte ihnen gern die Mühe des Aufsuchens und Nachschlagens ersparen; daher entstanden diese geographischen und topographischen Anmerkungen.

Was nun die Beilagen anbetrifft, so dürften solche wohl auf eine günstige Aufnahme Rechnung machen können, theils, weil sie mehre in der Reisebeschreibung selbst erwähnte wichtige landwirthschaftliche Gegenstände, die nicht genug erwogen werden können, z. B. Pachteinrichtungen, die Zusammenlegung von Grundstücken ꝛc., ausführlicher besprechen, theils, weil die darin gegebene Beschreibung von der Bereitung mehrer Käsearten wohl alle Beachtung verdient; denn es ist gewiß nicht zu verkennen, daß wir in

Digitized by Google

Deutschland eben so gute Käse aller Art bereiten können, wie im Auslande, daß es ferner durch eine diesem Zweige der Milchwirthschaft gewidmete größere Sorgfalt möglich wird, den Ertrag der Rindviehzucht sehr zu steigern, und daß es gut ist, sich nicht mit der Verfertigung nur einer Art von Käsen zu begnügen, sondern, um den verschiedenen Geschmack der Käseliebhaber zu befriedigen, mehre Arten zu bereiten, da dieß auf den Absatz dieses Produkts nur einen günstigen Einfluß haben kann. —

Möchte kein Leser das kleine Schriftchen unbefriedigt aus der Hand legen, dann wäre die demselben gewidmete Mühe reichlich vergolten.

Digitized by Google

Nachstehende Druckfehler bittet man vor Lesung der Schrift zu berichtigen:

S.	1.	Z.	10.	v. u.	ließ	Croult	statt Covult.
"	3.	"	20.	v. u.	"	gesömmert	" gesommert.
"	8.	"	10.	v. u.	"	Ladiges	" Ladigers.
"	17.	"	18.	v. u.	"	danach	" demnach.
"	64.	"	3.	v. u.	"	Anglomanie	" Angldnomie.
"	69.	"	1.	v. u.	"	diese	" diesen.
"	85.	"	18.	v. o.	"	dieser	" diesen.
"	86.	"	3.	v. o.	"	Schffl.	" Schock.

Digitized by Google

Ich machte mich Mittwochs, den 10. December 1834, auf den Weg, um einen Theil des nördlichen Frankreichs kennen zu lernen. Wegen der großen Anzahl von technischen Gewerbsanstalten, die man in diesem Theile des Reichs mit der Landwirthschaft verbunden findet, durfte ich daselbst in dieser weit vorgerückten Jahreszeit mehr der Beobachtung würdige Gegenstände anzutreffen hoffen, als im Mittelpunkte von Frankreich, den ich anfänglich zu besuchen entschlossen war.

Das schlechte Wetter zwang mich, gleich bei dem Antritt meiner Reise, von meiner Gewohnheit, zu Fuß zu wandern, abzustehen, und mich der Diligence anzuvertrauen. Diese führte mich schnell durch die schöne Ebene von Saint-Denys, berühmt wegen ihres starken Gemüsebaues, sowie durch die lachenden Gegenden von Chantilly und Creil*); daher erfuhr ich nur durch die Erzählungen Anderer von mehren geschickten Landwirthen und von den Fortschritten des Ackerbau's in dieser Gegend Einiges. So z. B. von dem immer weiter sich ausbreitenden Anbau der Runkeln im Großen bei Chantilly, wo man bis jetzt, wie in der ganzen Umgegend von Paris, nur sehr wenig Wurzelwerk kultivirte. Ein geschickter Landwirth zu Chanrotet hat diesen Anbau hier eingeführt.

Als ich zu Clermont**) ankam, hörte es auf zu regnen und ich konnte nunmehr mein abscheuliches Rädergefängniß verlassen, in dem ich an Aeckern, Saaten, Arbeitern und Pflügen vorbeigerollt war, ohne untersuchen und fragen zu können. Den

*) St. Denys, Bezirksstadt im Dep. der Seine am Covult mit ungefähr 4500 Einwohnern; berühmt durch das daselbst befindliche Erbbegräbniß der Könige von Frankreich, nur 1½ Stunde von Paris entfernt.

Chantilly, Marktflecken im Dep. der Oise mit ungefähr 1600 — 1700 E. an der Nonette. Eisenhaltige Mineralquellen, Porzellan und Fayencefabriken.

Creil, Städtchen im Dep. der Oise an der Oise mit ungefähr 1200 E.

**) Clermont, Bezirksstadt im Dep. der Oise mit etwas über 2000 E.

Ranzen auf dem Rücken, den Stock in der Hand, schritt ich nun rüstig auf Menil-Saint-Firmin zu, obgleich dicker Koth den Weg bedeckte.

Die Gegend bietet fortwährend denselben Anblick dar; große Ebenen, von kleinen Thälern durchschnitten, die von Bächen bewässert werden. Bloß an den Ufern der letzten befinden sich einige natürliche Wiesen. Der übrige Theil der so reichen, gut angebauten Landschaft, $\frac{19}{20}$ des Ganzen, entbehren dieses natürlichen Erbtheiles, das man in anderen Gegenden als eine conditio sine qua non des Ackerbau's ansieht, gänzlich.

Bis hierher fand ich, bis auf wenig Ausnahmen, denselben Boden wie um Paris, nämlich einen reichen, mürben, kalkhaltigen sandigen Lehmboden, der in einer bald größern, bald geringeren Tiefe auf Kreide ruht, die mit der in der Champagne vorkommenden verwandt zu sein schien. Hier wie dort befinden sich Feuersteine darin, die man auf der Straße von Paris nach Clermont da, wo das Pflaster aufhört, zum Chausseebau benutzt.

In der Umgegend von Saint-Just, einer kleinen Stadt, wo ich übernachtete, sind die Ländereien ungemein theuer, die Mine (ungefähr $\frac{1}{4}$ sächs. Acker) wird mit 600—1200 Franken (150—300 Thlrn.) bezahlt. Man hält hier viel Schafe.

Donnerstags, den 11. Dec. Nachdem ich St. Just verlassen hatte, kam ich, auf dem Wege nach Menil-Saint-Firmin*), durch das Dorf Wavignies. Hier hält man vornehmlich Kühe, um mit deren Milch Kälber für Paris zu mästen. Man kauft diese in einem Alter von vierzehn Tagen bis drei Wochen, und stellt sie so lange auf die Mast, bis sie drei Monate alt sind. Man gibt ihnen nichts als Milch, so viel sie saufen wollen, und in der letzten Zeit noch Eier.

In dieser Gegend hat ein Landgut von drei Pflügen, d. h. ein solches, das 120 — 130 Hektaren (1 Hektar $1\frac{4}{5}$ sächs. Acker) Land hat, 20 Kühe, 350 Schafe, 9—10 Pferde. Drei werden auf einen Pflug gerechnet; bei der Saatbestellung nimmt man jedoch noch ein oder zwei Arbeiter zu Hilfe, und macht 4—5 Pflüge.

Das überall hier gebräuchliche Wirthschafts-System ist die verbesserte Dreifelderwirthschaft. Bei derselben wird ein Theil des Sommerfeldes mit Roggen im Gemisch mit Winterwicken und Linsen bestellt. Man nennt solches Winterung (hivernage)

*) Ein Dorf an der Straße von Montdidier nach Breteuil.

Digitized by Google

und mengt die genannten Gewächse in verschiedenem Verhältniß, nach der Güte des Bodens, untereinander. In gutem Boden nimmt man mehr Wicken; in minder reichem mehr Linsen. Man erntet dieses Gemenge, wenn es reif ist, und gibt es den Pferden ungedroschen. In das Brachfeld bringt man Kopf-Klee, Inkarnatklee, Hopfenklee, (medicago lupulina, im Französischen provinciell minette*), zur Schafweide, Wicken, graue Erbsen, Platterbsen (jedoch nicht Lathyrus sativus, sondern L. cicera), Kartoffeln und Runkeln, von letzteren jedoch nur wenig. Reine Brache bleibt fast gar nicht.

Außer dem auf diese Weise bestellten Ackerlande hat man nun noch besondere Luzerne- und Esparsettfelder, die das hauptsächlichste Futter hergeben. Bei einem Gute von 400 Minen sind 50 — 80 mit Luzerne angesäet. Die Landwirthe dieser Gegend verkaufen alljährlich etwas Stroh und Futter, jedoch nur sehr wenig. Von jenem kosten in gewöhnlichen Jahren 100 Schütten à 10—15 Pfund 10—15 Franken.

Es gibt viele große Wirthschaften von 3—6 Pflügen hier. Um dieselben mit Vortheil betreiben zu können, rechnet man, daß ein Landwirth zu jedem Pflug ein Kapital von 15000 Franken nöthig habe; mit einem geringern wird es ihm schwer, durchzukommen, besonders bei den kleinern Gütern von 2—3 Pflügen.

Was die Pachtungen anbetrifft, so dauern dieselben nicht länger als neun Jahre und enthalten noch immer die Klausel, daß nicht gesommert, nicht gemergelt und nicht tief gepflügt werden solle!!! Dennoch wird das Mergeln ziemlich stark betrieben; der aufgebrachte Mergel ist indessen weiter nichts, als die im Untergrunde liegende Kreide. Man gräbt ein Loch in

*) Dieses Futterkraut, das in Frankreich sehr geschätzt wird, weil es für den lockern trockenen Roggenboden das sei, was der Kopfklee für den Weizenboden, verdiente, um Abwechselung unter den Futtergewächsen zu begründen, auch in Deutschland gewiß einen öfteren Anbau. Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, in den trocknen Jahren 1834 und 1835 einige nicht unbedeutende, damit bestellte Flächen zu beobachten, und sich dabei über dessen Gedeihen und Ergibigkeit gefreut. Auf einem Gute, dessen Besitzer diese Medicagoart nur unter dem Namen „Bamberger Klee" kannte, gab sie 1835 sehr zeitig einen überaus reichlichen Heuschnitt, der hinsichtlich des Ertrages dem von dem danebenstehenden recht guten Kopfklee wenig oder gar nicht nachstand, überaus gutes zartes Futter lieferte, die Bestellung, die Mühe und den Samenaufwand reichlich bezahlte und das Feld so bald räumte, daß es nachher noch eine vollkommene Brachbearbeitung zu Raps erhalten konnte. Der Boden ist ein kräftiger, trocken liegender Lehm.

das Feld, wirft die Kreide heraus und streut sie noch vor dem Winter aus. Der Frost zertreibt die Klumpen und im Frühjahr ist Alles zu Pulver zerfallen.

Wie ich schon früher sagte, gibt es in dieser Gegend viele Güter, die keinen Fuß breit Wiese besitzen, und ein Bauer, den ich heute fragte, welchem Futter er den Vorzug gebe, dem auf dem Felde gebauten oder dem auf einer Wiese erwachsenen, antwortete, daß er von letzterem zwar gehört habe, es aber nicht kenne. Uebrigens werden auch die wenigen vorhandenen natürlichen Wiesen nicht so theuer im Verhältniß bezahlt, wie das Ackerland. Ein Umstand, der fast in allen den Gegenden vorkommt, wo eine gute Kultur stattfindet. Der Hektar Ackerland gibt in Durchschnitt 20 Hektoliter Körner (1 Hektol. = 15 Dresd. Mtz., der sächs. Acker demnach ungefähr 10½ Schffl.) und wird in großen Stücken und bei ganzen Gütern gewöhnlich mit 2000 — 3000 Franken bezahlt, für 50 — 60 Franken verpachtet.

Gepflügt wird oft; der reinen Brache, wenn man ja welche hält, gibt man drei Furchen. Bei Gerste und Hafer begnügt man sich häufig mit einer vor dem Winter; man säet auf diese im Frühjahre und bringt den Samen mit einer großen starken drei- oder vierspännigen Egge unter. Auch bedient man sich einer Walze mit Stacheln, die man Igel nennt, und womit man dieselbe Wirkung hervorzubringen gedenkt, als wenn man eine Schafheerde über ein Feld gehen läßt.

Das Pflügen geschieht durchgehends eben, ohne Beete mit einem Wendepflug, (einem Pfluge, der ein Streichbret zum Umsetzen hat) mit einem schmalen lanzenförmigen Schaare, wie er in der ganzen Picardie, Champagne und in mehren andern Gegenden von Frankreich (auch von Deutschland, so am Rhein, in einem großen Theil von Schwaben) gebräuchlich ist. Er liefert nur unvollkommene Arbeit; die Ackerleute sind aber ziemlich geschickt, und ich habe viele ganz allein mit drei und vier Pferden (bei dem Umbrechen der Luzernefelder) pflügen sehen. Dabei hat mir vorzüglich gefallen, daß man sie weder schreien, noch fluchen, noch schwören hört, wie in vielen anderen Gegenden. Sie leiten ihr Zugvieh an der Leine und Alles geht ganz ruhig ab.

Man düngt alle drei Jahre so stark wie möglich; den Hektar mit 500 — 600 Centnern etwa. Man bringt den Mist auf's Feld, so wie man dessen hat, streut denselben sogleich, und scheut sich nicht, ihn eine Zeit lang uneingepflügt liegen zu lassen. Den zu den Brachfrüchten bestimmten Dünger bringt man zum Theil schon vor dem Winter auf, den zu dem nach

reiner Brache folgenden Getraide vom März bis Juni; immer sucht man, ihn so zeitig, wie möglich aufzufahren, um danach noch zwei, wo nicht drei Furchen geben zu können.

Da hier alles eben gepflügt wird, sind die Säeleute, zumal bei dem Ausstreuen der feinen Sämereien, genöthigt, sobald sie ihre Schritte nicht sehen, sich Streifen mit Ruthen abzustecken.

Das Getreide wird mit der Sense abgebracht; das Wintergetreide angehauen, gleich gebunden und in Hocken gesetzt, jede von ungefähr zu 15 Garben. Ein Mäher beschickt des Tags ungefähr einen halben Hektar. Die Erntearbeiten geschehen meistens im Accord gegen einen nach den Jahrgängen verschiedenen Lohn. Wenn das Getreide gleich in Hocken gesetzt wird, ist dieses nur wenig höher, als wenn dasselbe in Schwaden gelegt und dann erst aufgebunden wird. Das Dreschen geschieht gegen den zwanzigsten Scheffel.

An Nutzvieh hält man in dieser Gegend nichts als Schafe und Kühe; von letzteren sogar nur wenige, ausgenommen bei Rolleau, wo die Käse von Rolleau gemacht werden. Mit der Schafhaltung verfährt man auf verschiedene Weise. Einige ziehen selbst Lämmer und mästen alle Jahre etliche Schafe; andere kaufen alle Jahre Lämmer, um eine gleiche Anzahl fettes Vieh verkaufen zu können. Bei den Kühen findet bisweilen dasselbe statt; man bezieht sie aus Flandern, und verkauft sie fett und hochtragend an die Pariser Milchhöken. Schweine hält man nur zum Hausbedarf. Man zieht nur wenige selbst, sondern kauft sie in Flandern und Artois. Man hat auch englische Schweine, und sucht dieselben vorzüglich im Winter, im Sommer verkaufen sie sich weniger gut, weil sie zu fett sind. Die Landesrace ist groß, lang und schmal, also zum Mästen nicht wohl geeignet.

Die Bevölkerung dieses Theils des Departements ist kräftig und arbeitsam; es ist Picard'sches Blut. Die Weiber dreschen entweder allein, oder auch mit ihren Männern. Handarbeiter gibt es genug, obgleich die größern Landwirthe keinen allzugroßen Gebrauch von ihnen machen. Der männliche Arbeitstag wird im Sommer mit 20 Sous (6 gr.), der weibliche mit 10 Sous bezahlt. Sie arbeiten übrigens, wie auch in anderen Gegenden, nicht so gut für andere, wie für sich; sie besitzen nämlich in der Regel ein kleines Grundeigenthum.

Die Knechte werden gut bezahlt und beköstigt. Der jährliche Lohn beläuft sich auf 200 — 300 Franken und Fleisch

Digitized by Google

wird alle Tage, die Fastenzeit ausgenommen, gereicht. Der Lohn der Mägde beträgt 100 — 150 Franken des Jahres. Unter den Knechten findet übrigens keine Rangordnung statt. Der sogenannte Großknecht gibt nur das Zeichen zum Ein- und Ausspannen, und zieht die erste Furche. Darauf beschränkt sich sein ganzes Amtsvorrecht. Diese Einrichtung, die in vielen Fällen große Unbequemlichkeiten mit sich führen könnte, hat hier keine, weil die größeren Landwirthe Alles selbst und zwar mit vieler Thätigkeit beaufsichtigen. Sie sind beständig zu Pferde auf ihren Feldern und dadurch in den Stand gesetzt, jeden Augenblick sich auf die entferntesten Punkte ihrer Feldmark begeben zu können. Die geringen Auslagen für einen Klepper werden ihnen, wie sie wohl fühlen, durch die dadurch erleichterte Aufsicht zehn- und zwanzigfach ersetzt.

Die Anlage der Wirthschafts-Gebäude ist in diesem Theile der Picardie ganz eigenthümlich. Jedes Gut hat einen Hof. Hier befindet sich der Düngerhaufen, der gewöhnlich einen großen Raum einnimmt. Hinten steht das Wohnhaus; auf der Seite sind die Ställe und nur die Scheunen befinden sich vorn am Wege. Diese Einrichtung trägt nichts zur Verschönerung der Dörfer bei, ist aber bequem, weil man, ohne in den Hof zu kommen, mit den Wagen bis an die Scheune gelangen kann, in die man das Getreide durch ein Fenster abladet. Seit den vielen Feuersbrünsten, die dieses Departement verheert haben, hat man die Wohnhäuser noch mehr von den übrigen Gebäuden entfernt, sie stehen häufig, ganz von diesen getrennt, im Garten. Die gewöhnlichen Baumaterialien sind: Ziegel, Lehm, Holz und Kreide, aus der man allen Mörtel bereitet.

Ich erreichte heute Nachmittags 2 Uhr Menil-Saint-Firmin, und wurde von dessen Besitzer, Herrn Bazin, sehr freundlich aufgenommen. Dieses Landgut hat die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch das daselbst befindliche landwirthschaftliche Lehrinstitut und seine Armenschule, und würde noch berühmter sein, wenn Herr Bazin nicht zu bescheiden wäre. Die dasige Wirthschaft wird zu einer der merkwürdigsten landwirthschaftlichen Unternehmungen durch die in ihr stattfindende Vereinigung fast aller technischen landwirthschaftlichen Nebengewerbe. Ich würde eine solche Vereinigung für unmöglich halten, wenn ich mich nicht selbst davon überzeugt hätte. Man findet daselbst eine Runkelrübenzuckerfabrik, eine Kartoffel- und Runkelbranntweinbrennerei, eine Essigfabrik, eine Brauerei, eine Stärkefabrik und endlich eine Ziegelei, mit einem Kalkofen verbunden.

Digitized by Google

Das Außerordentlichste dabei ist, daß in Menil kein fließendes Wasser zu haben ist, sondern sämmtliches zu diesen Betriebszweigen nothwendige Wasser aus einem 300 Fuß tiefen Brunnen gehoben werden muß; ein Pferd ist damit den ganzen Tag beschäftigt. Herr Bazin hofft jedoch durch einen artesischen Brunnen entweder springendes, oder doch minder hoch zu hebendes Wasser zu erhalten. Trotz dieser großen Beschwerde gewähren diese technischen Gewerbe doch sämmtlich einen verhältnißmäßigen Gewinn, mit Ausnahme vielleicht der Stärkefabrik, die oft steht, weil sie zu viel Wasser erfordert.

Das wichtigste darunter ist die Zuckerfabrik, die täglich ungefähr 300 Centner Runkeln verarbeitet, und zum Sieden den Dampf benutzt. Als bewegende Kraft dient derselbe jedoch hier nicht. Die Reibemaschine wird von Ochsen in Bewegung gesetzt. Man spannt deren sechs auf einmal an. Bisher war man häufig der Meinung, daß die Ochsen zu der Art Arbeit nicht so tauglich wären, wie Pferde, weil sie eher drehend würden. Aber zu Menil gehen sie, ohne verblendet zu werden, vier Stunden hintereinander, und man hat davon noch nie etwas bemerkt, obgleich das Reiben bis Mitternacht fortgesetzt wird. Zum Auspressen des Saftes bedient man sich einer hydraulischen Presse mit sehr hohem Druck, die von Menschen in Bewegung gesetzt wird. Herr Bazin raffinirt seinen Zucker nicht, ja er läutert ihn nicht einmal, sondern verkauft ihn roh.

Neben der Zuckerfabrik befindet sich die Branntweinbrennerei. Bisher verarbeitete Herr Bazin darin nur Erdäpfel und Melasse; jetzt gedenkt er indessen auch Runkelrüben mit zu benutzen. Er behandelt sie ganz wie die Kartoffeln und erhält von ihnen, wie einige Versuche gezeigt haben, eben so viel Branntwein, wie von diesen, der noch dazu von besserer Qualität sein mag. Der Apparat, dessen er sich bedient, ist alt, doch kann er darauf, gleich von der Maische weg, Geist von 30—50° Baumé gewinnen. Er behandelt indessen nur die Melasse so; von den Kartoffeln zieht er bloß Lutter, den er nach deutscher Art mit einem Zusatz von Malzmaische zu Essig benutzt. Der auf diese Weise bereitete Essig wird eben so gern gekauft, wie gewöhnlicher Weinessig. Die Kartoffeln will er vorzüglich deshalb nicht mehr zur Destillation nehmen, weil er seine Pferde damit zu füttern und so einen großen Theil Hafer zu ersparen gedenkt. Diese Fütterungsweise bewirkt nicht nur eine große Ersparung, sondern Herr Bazin hält sie auch für das einzige Mittel, die gewöhnlichen Landwirthe von der Dreifelderordnung abzubringen.

Ich zweifle um so weniger an einem glücklichen Erfolg, weil ich mit einem tüchtigen Postmeister, zu Zabern im Elsaß,

genau bekannt bin, der seine Postpferde auf diese Weise füttert. Er gibt ihnen nur sehr wenig Körner, ich glaube, dem Pferde nicht mehr als vier Pfund Hafer des Tages. Dieser wird geschroten und mit fünf- bis sechsmal mehr Möhren und gekochten Kartoffeln und mit einer gleichen Menge Häcksel von Stroh und Heu vermengt. Die so gefütterten Pferde leisten eben so viel, wie andere Postpferde, die 12—15 Litres Hafer und 15—20 Pfund Heu des Tages bekommen. Seine beiden Kutschpferde, die weniger Anstrengung haben, erhalten nichts, wie Kartoffeln und Heu. Ihre Futterung hat, nach dem Ankaufspreis beider Futtermaterialien im Monat Juni d. J. (1834) berechnet, nicht mehr, als 40 Centimen (2 gr. 6 pf.) des Tages gekostet. Man sieht leicht, welch' eine Ersparniß dadurch bei den jetzigen Futterpreisen zu bewirken ist, wenn man beständig 60—80 Pferde zu ernähren hat. Diese Fütterungsweise nimmt gegenwärtig bei uns überhaupt immer mehr überhand, besonders seitdem die Futterpreise so hoch sind; die Thiere gewinnen dabei merklich. Es ist auch ganz natürlich, daß die Kartoffeln den Pferden gut zusagen müssen, denn ihre Bestandtheile sind denen der Körner sehr ähnlich, und sehen wir denn nicht, daß ganze Völkerschaften fast von nichts als von Kartoffeln leben? Der Mensch bedarf aber weit kräftigerer Nahrungsmittel als das Pferd. *)

Herr Bazin benutzt auch noch zur Destillation die Trestern, welche bei der Bereitung des Obstweins zurückbleiben, und sonst gewöhnlich auf den Mist geworfen werden.

Weder die Brauerei, noch die Stärkefabrik waren bei meiner Anwesenheit zu Menil-St.-Firmin im Gange. Die erste überhaupt wird fast nur im Sommer betrieben. Die Ziegelei dagegen war in voller Thätigkeit, man brannte noch Dach- und Mauerziegel, die den Sommer zuvor gemacht und getrocknet worden waren. Eben so wurde das Kalkbrennen in einem immerwährenden Ofen fortgesetzt. Diese beiden Zweige rentiren sehr gut; sie bringen im Durchschnitt des Jahres 9000—10000 Franken ein.

---

*) Ueber die Fütterung der Pferde mit Kartoffeln befindet sich in der v. Ladigers redigirten, zu Darmstadt herauskommenden Wochenschrift für Land- und Hauswirthschaft, Juli 1835, eine ganz eigne Erfahrung mitgetheilt. Es sollen nämlich seit nunmehr acht Jahren auf einem ziemlich bedeutenden Gute, wahrscheinlich in Mecklenburg über zwanzig Pferde während des Winterhalbjahres mit dem glücklichsten Erfolge zum größten Theile mit Kartoffeln ernährt worden sein, die man ihnen bloß wohl gereinigt, nicht einmal zerkleinert roh vorwirft. Es wird versichert, daß die Pferde selbige auf diese Weise am liebsten fräßen und sich dabei am wohlsten befänden.

Digitized by Google

Der Ackerbau zu Menil ist ganz auf die Bedürfnisse der genannten technischen Gewerbe berechnet. Er ist eigentlich nur eine Zugabe. Die Wirthschaft zu Menil umfaßt zwei Landgüter; das eine gehört Herrn Bazin eigenthümlich, das andere, an jenes gränzende, ist von ihm erpachtet. Diese beiden Güter haben ungefähr 150 Hektaren Land in der Nähe der Gebäude. Ein anderes, etwa 1 Stunde entferntes Landgut und ein ausgerodetes, in gleicher Entfernung liegendes Waldstück gehören ebenfalls Herrn Bazin und bilden mit jenen ein Ganzes. Der Boden dieser verschiedenen Besitzungen ist größtentheils gut. Er besteht aus sandigem Lehm, der wahrscheinlich aus der Zersetzung eines eisenhaltigen Sandsteins entstanden ist. An manchen Stellen hab' ich ihn bis zu einer Tiefe von 18—20 Fuß von völlig gleichartiger Beschaffenheit gefunden. Er ruht fast durchgängig auf einem überaus mächtigen Kreidelager. Der Brunnen zu Menil, der eine Tiefe von 300 Fuß erreicht, ist bloß in Kreide gehauen. Auf einzelnen Punkten kommt dieselbe nahe an die Oberfläche, und diese zeichnen sich durch mindere Fruchtbarkeit aus. Uebrigens enthält der größte Theil des gesammten hiesigen Bodens bald mehr, bald weniger Kalk.

Jedes der genannten Güter wird nach einer andern Fruchtfolge bewirthschaftet. Die für Menil selbst gewählte ist eine freie, welche die Erzeugung von Runkelrüben und Futter, die stets mit einander abwechseln, einzig zum Zweck hat. Herr Bazin läßt so lange Runkeln nach Runkeln folgen, bis die Luzerne- und anderen Futter-Felder, welche die andre Hälfte des Ackerlandes einnehmen, eine Erneuerung erheischen. Dann wird der Theil, welcher mehre Jahre hintereinander Runkeln trug, mit Futterkräutern besäet, und dagegen der mit diesen bestellte zu Runkeln genommen. Die mehrmalige Aufeinanderfolge der Runkeln schadet ihrem Ertrage keineswegs. Herr Bazin hat Felder, wo er selbige ohne Unterbrechen seit funfzehn Jahren baut, und die Ernten immer noch eben so bedeutend wie früher ausfallen. Die Futterfelder, deren Ansaat gewöhnlich unter Hafer geschieht, bestehen aus einem Gemenge von Luzerne, Esparsette, Kopfklee und Hopfenklee. Herr Bazin läßt sie selten länger als vier Jahre stehen, selbst wenn sie nach Ablauf dieser Zeit noch in völliger Tragbarkeit sich befinden. Der Vortheil, welchen ihm dieses von der Regel abweichende Verfahren gewährt, besteht darin, daß er gleich in den ersten Jahren sehr reichliche Ernten gewinnt; es ist auch sehr wahrscheinlich, daß das aus mehren Gewächsen zusammengesetzte Futter dem Vieh besser behagt, als das aus einer einzigen Pflanze bestehende. Wenn ferner ein solches Futterfeld

Digitized by Google

in seiner kräftigsten Wachsthumsperiode umgebrochen wird, verbessert es den Boden ungleich mehr, als wenn man es bis zur völligen Erschöpfung liegen läßt. Mehre sichere Wahrnehmungen haben auch Herrn Bazin bewiesen, daß Luzerne und Esparsette nicht eher wieder auf dieselbe Stelle kommen dürfen, als bis wenigstens eben so viele Jahre wieder verflossen sind, als sie früher darauf standen; deshalb kann er sie ohne irgend einen Nachtheil alle vier oder fünf Jahre auf dieselben Felder wieder bringen. Nach dem Umbruch seiner Futterfelder nimmt er zuerst Hafer, dem dann mehrmals hintereinander die Runkeln folgen.

Auf dem erpachteten Gute, das er nicht ganz nach freier Willkühr bestellen darf, hat er folgenden Fruchtwechsel angenommen: 1. Jahr Erbsen, Wicken, Inkarnatklee und Mengfutter; 2. Jahr Raps gedrillt und mehrmals behackt; 3. Jahr Weizen.

Sein entferntes Landgut ist zur Erzeugung von Futter, Stroh und Kartoffeln bestimmt, und wird nach keinem festen System bewirthschaftet. Ungefähr die Hälfte des Ackerlandes trägt, wie es bei dem Hauptgute der Fall ist, ein Gemenge von Luzerne, Esparsette, Klee ꝛc., das ebenfalls 4 — 5 Jahre stehen bleibt. Die andre Hälfte wird nach dem Umbruch dieses Futtergemenges das erste Jahr mit Hafer, das zweite mit Kartoffeln, das dritte mit Hafer oder Weizen, das vierte abermals mit Kartoffeln und das fünfte noch einmal mit Hafer bestellt, darauf auf's Neue für eben so lange Zeit zu Futter angezeigter Art niedergelegt.

Die in Feld umgewandelte Waldung hat bisher hauptsächlich Raps getragen.

Diese Bestellungsweise und die bedeutende Menge von Futterrückständen, die von den verschiedenen technischen Gewerben abfallen, machen Herrn Bazin eine starke Viehhaltung möglich. In Menil allein hat er vierzig Kühe, 20—30 Ochsen, 10—12 Pferde und 400 — 500 Schafe. Die Kühe werden mager angekauft und, wenn sie fett und hochtragend sind, auf dem Markte von Poissy an die Pariser Milchhöker verkauft. Weil diese selbige nur so lange behalten, als sie vollauf Milch geben, und sie dann wieder an die Fleischer verkaufen, so sehen sie bei ihrem Einkauf nur auf solche, die fett sind; da ihnen zumal die Erfahrung bewiesen hat, daß eine Kuh nach dem Kalben um so mehr Milch gibt, je fetter sie bei demselben ist. Die Milch wird zu Menil auf Butter und Käse benutzt. Von letzterem werden sowohl fette, als magere gemacht; diese kommen zur Benutzung im Hause für das Gesinde, jene zum

Digitized by Google

Verkauf, wo sie theurer als die Butter bezahlt werden, wovon das Pfund im Durchschnitt sechs Groschen kostet.

Die Pferde sind aus dem Hannoverschen. Herr Bazin, der sich mehrmals deren hat kommen lassen, gibt ihnen den Vorzug vor den im Lande gezogenen; sie sind minder groß, aber flinker und fast eben so stark. Ob sie gleich gut gefüttert werden, vermeidet Herr Bazin doch den bei den Landleuten hiesiger Gegend üblichen Fehler, sie in einem Zustande allzugroßer Feistigkeit zu halten; denn unter allen in einer Wirthschaft gehaltenen Thieren sind die Pferde die einzigen, die niemals fett werden sollten.

Die starke Viehhaltung und deren gute Fütterung machen auch eine starke Düngung möglich, und davon ist wieder die Folge ein Ertrag, wie ihn die beßten Felder in der Umgebung von Paris kaum liefern.

Der Pflug, welchen sich Herr Bazin bedient, ist der Hannöver'sche. Derselbe hat ein sehr niedriges Vordergestell und viel Aehnlichkeit mit dem Sächsischen und Elsasser Pfluge. Das Streichbret an ihm ist, wie bei diesen, gerade und ohne Schwingung. Trotz seiner unvollkommenen Bauart soll er doch, wie Herr Bazin versichert, gut und leicht gehen, auch die Pflugstreifen völlig umwenden. Da dem Gebrauch der Gegend zuwider, in Menil ein Pflug mit feststehendem Streichbrete angewendet wird, ist man auch genöthigt, Beete zu machen; diese werden aber sehr breit angelegt, und die Ausackerfurchen dazwischen hernachmals durch das Ueberziehen des Feldes mit Exstirpator und Egge in entgegengesetzter Richtung so ausgeglichen, daß dieses ganz eben, wie mit einem Wendepflug gepflügt, erscheint. Unter den anderen von Herrn Bazin gebrauchten Ackerwerkzeugen bemerkte ich noch einen Exstirpator und einen Linienzieher.

Menil-Saint-Firmin bietet gewiß noch eine Menge sehr bemerkenswerther Gegenstände dar. Auch die Ansichten, welche ein so unterrichteter Mann, wie Herr Bazin über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft äußert, haben einen großen Werth. In dieser Hinsicht ist demnach die Beschreibung meines Aufenthalts bei ihm sehr unvollständig; aber ich durfte mich nicht länger verweilen, wenn ich den mir vorgenommenen Reiseplan ausführen wollte, und ich schied daher Sonnabends, den 13. December bei frühem Morgen mit innigem Bedauern von diesem gastlichen Orte und seinen biederen Bewohnern.

Ein die Beachtung verdienender Umstand, der vorzüglich jungen enthusiastischen Landwirthen empfohlen zu werden verdient, ist die Klugheit und Bedächtigkeit, womit Herr Bazin

Digitized by Google

bei allen seinen Unternehmungen zu Werke gegangen ist. Besonders schreibt er dem kleinen Maßstabe, nach dem er zuvor Alles versucht, den glücklichen Erfolg seiner Neuerungen und Gewerbsanlagen zu. Mir sind ferner noch, außer diesem Umstande und der lehrreichen Unterhaltung mit einem so richtig urtheilenden Manne, die Ansichten höchst merkwürdig gewesen, die ihn bei der Wahl seiner Gehilfen leiten und wahrscheinlich von jeher geleitet haben. Ein in vollem Sinne moralischer und religöser Mann sucht er auch vornehmlich diese Eigenschaften bei Allen, die er anstellt. Der Skeptiker wird darüber lachen: indem er nur auf den unmittelbaren Gewinn sieht, läßt er die Ursachen außer Acht, die mittelbar dazu beitragen. Er nimmt bei denen, die er anstellt, nur auf Geschicklichkeit, Verstand und Arbeitstüchtigkeit Rücksicht; aber nach vielen bitteren Erfahrungen wird er am Ende doch einsehen, daß es ihm, selbst bei der größten ununterbrochenen Aufsicht und einem Leben voller Argwohn und Mißtrauen, unmöglich ist, Veruntreuungen und Diebereien zu vermeiden und unter seinen Angestellten jenen Eifer für die Sache zu erwecken, der sich nur bei gewissenhaften Menschen findet; er wird sich überzeugen, daß ein redlicher, rechtschaffener Arbeiter, selbst wenn er etwas ungeschickt und linkisch ist, doch vor einem geschickten und gewandten tausendmal den Vorzug verdient, wenn letzterer ein Schurke ist.

Ich ging bei heiterem kalten Wetter von Menil-Saint-Firmin auf einem Seitenwege nach Beauvais*), und hatte dabei Gelegenheit, die Seitenwege in der Picardie kennen zu lernen und in ihren verschiedenen Gestalten zu genießen. Des Morgens, wo der Koth gefroren war, mußte ich in den Wagengleisen und Löchern mit festen Seitenwänden jeden Augenblick zu fallen fürchten, ich schritt wie auf zerstreuten Felsenblöcken dahin, kam jedoch mit einiger Vorsicht glücklich weiter. Mittags aber war es nicht mehr so, die Sonne hatte den Frost aufgethaut, und nun glichen die Wege einem Kanal von schwarzem Koth, dessen Tiefe man von Zeit zu Zeit an neuen Wagenspuren erkennen konnte. In den Dörfern besonders arteten sie zu Moräften aus, und dennoch wünschte man mir Glück, daß sie, in Folge der dießjährigen Trockenheit, von so guter Beschaffenheit wären. In einem Regenjahre müssen diese Wege

*) Beauvais, Hauptort des Dep. der Oise, am Therain, im 49° 26′ 2″ Br. 19° 44′ 42″ L. Es ist eine ansehnliche Stadt mit wohl 13000 E. und lebhaftem Fabrikbetrieb in leinenen und wollenen Zeugen.

Digitized by Google

zum Theil völlig schiffbar sein. Ich rathe den Reisenden, die, wie ich, diese Gegenden zu Fuß durchwandern, sich mit Stelzen zu versehen.

Zu Noyers, einem kleinen Dorfe auf dem halben Wege nach Beauvais, fand ich eines jener ländlichen Genies, die, wenn sie gehörig ausgebildet worden wären, vielleicht eine große Berühmtheit erlangt hätten. Dieser Mann heißt Casimir und hat erst vor Kurzem eine Art Scarificator erfunden, die in der Gegend vielen Beifall findet. (Der Beschreibung zu Folge kommt dieses Ackerwerkzeug fast ganz mit dem verbesserten Grimmer überein.)

So oft es mir möglich ist, d. h. so oft ich Gasthäuser finde; übernachte ich auf den Dörfern. Ich habe es zwar daselbst hinsichtlich der Bequemlichkeit minder gut, oft sogar recht schlecht, aber dafür auch mehr Gelegenheit, über die Wirthschaftsweise der Umgegend die gewünschten Nachweisungen zu erhalten. Deshalb ging ich auch heute nicht vollends nach Beauvais, sondern blieb in Tillé, einem kleinen unansehnlichen Dörfchen.

Sonntags, den 14. Decbr. Es ist hier eine wahre Wassernoth. Von Menil-Saint-Firmin an hat die ganze, ziemlich hoch gelegene Ebene Mangel an diesem unentbehrlichen Gute. Nur die Wege sind naß, die Brunnen dagegen meistentheils trocken. Diesem Uebelstand sind die Gegenden mit kreidigem Untergrunde, wo es an Quellen fehlt, vorzugsweise unterworfen.

Vom Dorfe Tillé bis Beauvais hatte ich noch eine kleine Stunde. Ich sah längs am Wege hin, wie gestern, viel Felder mit Platterbsen (Lathyrus cicera), Winterwicken und einem Gemenge von Roggen, Wicken und Linsen bestellt. Ich erkundigte mich, ob diese Gewächse, zumal die Winterwicken allein, nicht oft von den Frösten zerstört würden. Darauf erhielt ich zur Antwort, daß man, wenn dieses zu befürchten sei, d. h. bei starken Barfrösten, Mist darüber streue, dieß schütze sie dagegen.

Nach meiner Rechnung konnte ich nicht viel über eine Viertelstunde von Beauvais sein, und dennoch sah ich vor mir nichts als einen ziemlich entfernten Berg; bald aber erblickte ich ein tiefes Thal, bald auch das Dach und die gothischen Bogen einer Kirche; wenige Minuten nachher zog ich in Beauvais ein. Die Lage dieser Stadt erscheint um so angenehmer, da die weite Ebene, welche sich bis an sie hinan erstreckt, in ihrer Einförmigkeit durch nichts als durch Alleen von Aepfelbäumen unterbrochen wird. Hier, wie in der Normandie, ist der

Digitized by Google

Cider das Hauptgetränk, und alle Wege, ja selbst mehre Felder, sind daher mit Aepfelbäumen eingefaßt. Sie sollen zwar minder gut wie in der Normandie sein, doch hab ich auch hier zu Lande sehr guten Cider getrunken. Uebrigens sind diese Bäume, die sehr nahe stehen, den Feldfrüchten sowohl, wie den Wegen nicht wenig nachtheilig. Die Aepfelbäume eignen sich, wie auch Matthieu de Dombasle und Bazin meinen, weniger als andere Bäume zum Besetzen der Felder, weil ihre Aeste sich fast wagerecht ausbreiten, und sie deshalb einen so großen Raum überschatten. Es ist daher gewiß besser, sie in Obstgärten 25 — 30 Fuß weit auseinander zu pflanzen. Das Gras wächst sehr gut unter ihnen, und man kann selbst mehre Pflanzen darunter anbauen, die, wie die Wurzelgewächse, nicht vom Schatten leiden.

Von Beauvais ging ich, weil ich den Abbé Poulet, an den ich von Herrn Bazin empfohlen war, nicht antraf, sofort nach Gisors.*) Auf diesem Wege traf ich mit einem Roßkamm zusammen, der Flamändische Pferde auf den Markt zu Gisors ritt. Es waren ungeheuer große, plumpe, unbeholfene Thiere, deren Glieder mit der Masse ihres Körpers nicht im Verhältniß standen. Sie hatten überdieß platte Hufe und schienen sehr weichlich zu sein. Auf meine Bemerkungen, die ich über diese Fehler dem Händler machte, versicherte mir derselbe, daß sich diese Pferde hier zu Lande besser verkauften als die inländischen, und daß die Landleute in der obern Normandie und Vexin nur auf Größe und Umfang sähen und mit aller Gewalt große Thiere haben wollten. Es ist zu bedauern, daß sich unsere Landleute von solchen Ansichten leiten lassen, die nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihrem Vaterlande schaden, indem dadurch das Einführen fremder Pferde befördert wird, die bei Weitem nicht so gut sind wie die unsrigen, wofür aber alljährlich bedeutende Summen aus Frankreich gehen. Sie ahmen darin jedoch nur das frühere Verfahren der Regierung bei ihren Pferdeankäufen für den Militairdienst nach. Diese ließ sich sonst auch dabei durch das Vorurtheil der minderen Tauglichkeit der französischen Pferde im Verhältniß zu den deutschen leiten und verfuhr dieser Ansicht gemäß. Dadurch bezahlte man dem Auslande einen ungeheuern

*) Gisors, ein Städtchen mit ungefähr 3500 E. im Dep. der Eure. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Epte und es herrscht daselbst nicht wenig Betriebsamkeit; Baumwollenweberei, Twistspinnerei, Gerberei, Spitzenfabrikation. Nahe dabei ist eine Mineralquelle, bekannt unter dem Namen: „Tintry."

Digitized by Google

Tribut, und entmuthigte unsere Pferdezüchter. Die Ausländer aber, unsern Irrthum beßtens benutzend und bessere Kenner als wir, urtheilen ganz anders. Während meines Aufenthalts in Deutschland hab' ich von solchen Militairs, die den Krieg gegen Napoleon mitgemacht hatten, mehr als hundertmal die französischen Pferde loben und versichern hören, daß viele derselben, die sie den Franzosen in dem elendesten Zustande abgenommen hätten, sehr bald unter den Händen deutscher Reiter die beßten im Regimente geworden wären. Alles, was ich bis jetzt in Bezug auf Pferdezucht gesehen habe, bestärkt mich in meiner frühern Ansicht, die ich von diesem Gegenstande gehabt habe. Wir bedürfen in Frankreich kein orientalisches Blut, keine Kreuzungen, keine fremden Raßen, keine Wettrennen ꝛc., wohl aber Landwirthe, welche die Pferdezucht verstehen, und Käufer, welche die inländischen Produkte zu würdigen und zu benutzen wissen, überhaupt eine Bevölkerung, die, wie unsere Nachbarn über dem Rhein, die Pferde liebt, sie gut behandelt, sie schont und ihnen alle die Sorgfalt widmet, welche sie verdienen und mit Recht verlangen können. Der deutsche Postillon nimmt, wenn er auf seine Station kommt, den Mantel ab und deckt ihn auf seine Pferde, ja er würde, wenn er es wagen dürfte, die Beinkleider ausziehn und sie zu demselben Zweck verwenden. Der französische Postillon dagegen geht in diesem Falle in eine Schenke und läßt seine mit Schweiß bedeckten Pferde außen vor der Thür ohne Schutz gegen Regen, Kälte und Wind stehen.*) Das ist die Auflösung des Räthsels. „Wenn meine Pferde nicht besser als die eurigen behandelt würden," sagte mir vor Kurzem ein Deutscher, „so würden sie auch nicht länger dauern."

Man kann allerdings das, was bei uns fehlt, nicht den Augenblick herbeischaffen, aber man kann es allmälig durch geeignete Mittel herbeiführen. In den Dorfschulen sollten die Lehrer ihren Schülern das Gefühl der Menschlichkeit und des Wohlwollens gegen alle Thiere einzuflößen suchen; derselbe Gegenstand würde, wie es mir scheint, sogar nicht unwürdig sein, in den Predigten der Landgeistlichen behandelt zu werden. Endlich sollten unsere Kavallerieregimenter für unsere jungen Landleute, die, wie auch bei anderen Waffengattungen, den haupt-

*) Möchte doch das, was hier der Verf. den Deutschen auf eine so erfreuliche Weise zum Lobe nachsagt, sich wirklich ohne Ausnahme durch unser ganzes Vaterland bestätigen! Möchten aber auch deutsche Landwirthe und deutsche Regierungen das beherzigen, was Moll hier in Bezug auf Frankreich, aber auch in vieler Hinsicht auf Deutschland passend sagt! —

Digitized by Google

sächlichsten Theil derselben ausmachen, eine Schule sein, worin sie nicht nur in der Abrichtung der Pferde zum Reiterdienst, sondern auch in deren Verpflegung, Erziehung und Abwartung bei den gewöhnlichsten Krankheiten unterrichtet würden, man sollte vor ihren Augen alle die Vortheile sich entwickeln lassen, die bei der Pflege und Wartung der Pferde aus einer guten Fütterung und angemessenen Sorgfalt hervorgehen. Die Mittel, welche ich hier vorschlage, sind nicht unausführbar; sie werden bereits, wenigstens das erste und das letzte, in einem Lande angewendet, das wir immer als den Sitz des Obskurantismus zu betrachten uns gewöhnt haben, das aber, was den Unterricht der Masse anbetrifft, weit über uns steht, nämlich in Oesterreich.

Montag, den 15. Decbr. Der Landstrich, durch den ich gestern kam, gehört zum sogenannten Vexin. Diese Gegend erstreckt sich von der Hälfte des Weges von Beauvais nach Gisors aus bis über Andelys und Pontoise hinaus. Die Feldbestellung weicht hier etwas von der früher beschriebenen ab. Das Nutzvieh besteht im Vexin größtentheils aus Kühen. Die Milch wird auf Butter benutzt, und diese zu Gournai*) und Gisors verkauft. Da die Landwirthe so viel Butter, wie möglich auf einmal zu machen suchen, schlägt man nur einmal in der Woche; dadurch leidet aber die Güte des Produkts. Die Milch wird in breiten, flachen, oben sich erweiternden Näpfen von Steingut zum Ausrahmen hingestellt. Zum Buttern bedient man sich der Buttertonnen.

Man hält in dieser Gegend viel Vieh. Auf zwei Pflüge Land, worauf man hier nicht mehr, als 60 — 70 Hektaren (108 — 126 Acker) rechnet, hat man 30 — 40 Kühe, oder 8 — 9 Kühe und 150 — 200 Stück Schafe, ohne zu ihrer Ernährung auch nur 1 Fuß breit Wiese zu besitzen. Die Kühe werden hier nur zum kleinsten Theile selbst gezogen, die meisten kommen aus der Nieder-Normandie. Die Schafe sind entweder Mestizen oder von den der Normandie und der Picardie eigenthümlichen Racen. Die ersten, die von ansehnlicher Größe sind, werden sowohl hinsichtlich der Wolle, als auch hinsichtlich der Mastung vorgezogen; diese soll bei ihnen nicht nur eben so schnell, wie bei den andern vor sich gehen, sondern auch ein besseres Fleisch liefern. Die Veredelung ist zwar bei ihnen nur wenig vorgeschritten, sie geben aber, gut gefüttert, 4—6 Pfund auf dem Leibe gewaschene Wolle. Sie

*) Gournai, ein 8 Stunden von Gisors nördlich ebenfalls an der Epte gelegenes Städtchen im Dep. der Niederseine.

erhalten im Winter ein Mengfutter von Roggen, Wicken, Linsen, Platterbsen ꝛc., das man entweder grün schneidet und zu Heu macht, oder reif werden läßt und ungedroschen füttert. In einigen Wirthschaften fängt man auch an, ihnen Wurzelwerk zu geben. Während des Sommers werden sie mit Kopf-, Inkarnat- und Hopfenklee, mit Luzerne und auf den Stoppelfeldern ernährt. Man räumt ihnen auch wohl ein Stück Mengfutter der angezeigten Art zur Weide ein, besonders wenn man sie mästen will, denn dieses geschieht im Sommer sowohl, wie im Winter.

Die Kühe werden im Winter ebenso, wie die Schafe gefüttert. Im Sommer läßt man sie auf den Klee-, Espar-sette- und Luzernefeldern, auch wohl in den Baumgärten weiden. Im Normanischen Theil des Vexin fängt man auch an, sie zu tüdern oder zu pflöcken. Diese Art zu weiden hat jedenfalls Vorzüge vor der gewöhnlichen.

Auf jeden Pflug rechnet man hier drei Pferde, ob man gleich gewöhnlich nur zwei anspannt. Der Pflug ist hier derselbe, den man in der Picardie findet, ein Wendepflug. Man nimmt mit ihm nur ganz schmale und seichte Furchen. Wie gewöhnlich versicherte man mich, daß der Boden unfruchtbar würde, wenn man die Erde aus dem Untergrunde auf die Oberfläche brächte. Dennoch gestand man ein, daß die Landwirthe, welche es mit Vorsicht unternahmen, d. h. nur wenig auf einmal heraufbrachten und dazu gehörig düngten, bei den ersten demnach gewonnenen Früchten keinen Schaden hatten, und in der Folge reichlicher ernteten. Man setzte aber hinzu, in den meisten Pachtkontrakten sei die bestimmte Klausel enthalten, daß der Pächter nicht tiefer, als sein Vorgänger pflügen solle, also nicht tiefer, als 4 Zoll in einem Boden, der oft 4 Fuß tief ist. Ich muß gestehen, daß mir diese Klausel hier zum ersten Male vorgekommen ist.

Man pflügt hier wenig mehr als 20 Aren (wenig über $\frac{1}{3}$ Acker) während einer Anspannzeit, spart aber dennoch die Pflugarten nicht. Die freilich immer mehr beschränkte reine Brache wird in der Regel viermal gepflügt, daneben tüchtig in der Länge und der Quere geeggt und mehrmals gewalzt. Letzteres wirkt jedoch nicht viel, weil die angewendete Walze zu schwach ist und wenigstens sechs Fuß Länge hat, also nur von einem Erdklos auf den andern springt, ohne ihnen ein Leid zu thun. Man ackert viel im Winter, sowohl zum Sommergetreide, das man im Frühjahr dann häufig bloß eineggt, als auch zu den Gewächsen, die man statt der Brache anbaut.

Die faſt gänzliche Aufhebung der letztern macht, daß das Ackerland ſehr mit Unkräutern angefüllt iſt. Da dasſelbe jedoch den Halmfrüchten und Futterkräutern ſehr zuſagt, ſo leiden die Ernten dadurch nur wenig; überdieß jätet man das Getreide im Frühjahre; auch iſt es den meiſten Landwirthen gar nicht unlieb, wenn nach der Ernte die Felder recht voll Pflanzen ſind, die ihren Herden zur Nahrung dienen können.

Die Luzerne- und Esparſettfelder ſind nicht mit im Umlauf. Bei einem Pflug Land betragen ſie etwa 3—6 Hektaren. Der Klee nimmt etwa die Hälfte des Brachfeldes ein. Die andere Hälfte iſt größtentheils mit Inkarnat- und Hopfenklee, mit Mengfutter und etwas Kartoffeln beſtellt, nur ein ganz kleiner Theil bleibt reine Brache liegen, oft nicht einmal dieſer. Nach dem Weizen ſäet man auch Stoppelrüben und nach dem Hafer Roggen zu Grünfutter im April.

Die ſtarke Viehhaltung macht ein bedeutendes Betriebskapital nothwendig. Man rechnet auf den Pflug 12000—16000 Franken, wenn das Gut nicht mehr als 2 — 3 Pflüge Land hat. Es gibt aber nur wenig Wirthſchaften, die dieſe Größe überſteigen.

Ob man gleich in dieſer Gegend nur wenig Pferde aufzieht, ſo ſind ſolche doch in großer Menge daſelbſt vorhanden und macht man von ihnen einen ſtarken Gebrauch. Wer nur ein oder zwei Pflüge Land bewirthſchaftet, hat auch in der Regel ein ſchönes Reitpferd und ſeine Frau ebenfalls. Um die Nachbarſchaft zu beſuchen oder um einen Strähn Zwirn zu kaufen oder eine Mandel Eier in der, einen Katzenſprung entfernten Stadt abzuſetzen, ſteigt ſie zu Pferde. Man klagt, daß die Pferdeliebhaberei in Frankreich abgenommen habe; in der hieſigen Gegend iſt das wahrlich nicht der Fall; man würde ein Paar Reitercompagnieen ſchon aus den Perſonen errichten gekonnt haben, die ich nur auf dem vierſtündigen Wege von Giſors nach Etrépagny*) zu Pferde geſehen habe. Es gab dabei manchen ſonderbaren Aufzug, der an die Zeiten des Mittelalters erinnerte; bald erſchien ein Mann, der ſeine Frau hinter ſich auf der Croupe ſitzen hatte; bald kam ein Aelternpaar in dem den Reitpferden hier zu Lande eigenthümlichen zappelnden Gange, der das Mittel zwiſchen Paß und Trab hält, mit ſeinen Kindern daher geeilt, von denen beide, der Vater ſo wohl, wie die Mutter, mehre, die älteren hinter, die jüngeren vor ſich, auf ihren Pferden mit ſich führten; auch

*) Etrépagny, Marktflecken im Dep. der Eure an der Bonde mit ungefähr 1200 E.

Digitized by Google

sah man eine Menge junger, freundlicher Normänner, bisweilen zu dreien auf einem Gaule, plaudernd, lachend und ihr Roß antreibend, einher traben. Der Grund dieser zahlreichen Kavalkaden war der Wochenmarkt zu Gisors; doch trifft man auch zu jeder andern Zeit fast Niemand zu Fuß an; ein Fußwanderer in anständiger Kleidung, wie ich war, erregte daher die allgemeine Bewunderung der berittnen Bevölkerung.

Der Boden von Menil-Saint-Firmin an ist beständig von derselben Beschaffenheit, ein sandiger Lehm, der 20, 30, ja 50 Fuß tief auf Kreide ruht. Die unmittelbar unter der Ackerkrume liegenden Schichten sind mit dieser fast ganz übereinstimmend, nur enthalten sie etwas mehr Thon, auch wohl ein wenig Eisen, und keinen Kalk, von dem sich einige Spuren in der Oberfläche, wahrscheinlich als Folge früherer Mergelungen, finden. Von diesen macht man hier mit gutem Erfolg einen starken Gebrauch, nur haben manche Landwirthe die Mergelgrube für die Miststätte gehalten und durch diesen Mißbrauch das Mergeln in solchen Mißkredit gebracht, daß mehre Grundeigenthümer die Anwendung desselben in ihren Pachtkontrakten verbieten. Zum Behuf der Mergelung gräbt man auf dem Acker an beliebiger Stelle eine Art von Brunnen und bringt über demselben eine Winde an, mittels welcher man den Mergel oder vielmehr die Kreide in Körben, die ungefähr ¼ Hektoliter halten, herauswindet. Wenn man auf ein recht mürbes Kreidelager gekommen ist, arbeitet man ordentliche Stollen hinein. Ein Mann gräbt, ein anderer windet den Mergel heraus und fährt ihn in kleinen Haufen von ungefähr ¼ Hektoliter, auf das Feld. Die ganze Arbeit geschieht im Verdinge. Um 400 — 500 Hektoliter Mergel (die gewöhnlich auf 1 Hektar angewendete Menge) herauszuschaffen und auf dem Felde zu vertheilen, zahlt man 35 — 60 Franken, je nachdem der Schacht tief ist. Das Graben von diesen wird für sich bezahlt; fünf Fuß Tiefe kosten 20 — 25 Sous (6 — 7½ gr.). Die Schachte, die ich sah, hatten 20 — 30 Fuß Tiefe. Man bringt den Mergel auf die Haferstoppeln, streut ihn sogleich, und überzieht ihn im Frühjahre zuvörderst mit der Egge, dann wird er flach und nach diesem etwas tiefer untergepflügt; man säet darauf Erbsen, Wicken und andere Futtergewächse.

Da ich mich unterwegs mehrmals bei Landleuten aufgehalten hatte, kam ich erst spät nach Ecouis, einer kleinen Stadt, oder vielmehr einem Flecken mit höchstens 700 E., drei Lieues von Rouen und sechs von Gisors.

Dienstags, den 16. Decbr. Ich hatte mir vorgenommen, die ganze Ober-Normandie kennen zu lernen, und wandte mich daher nach Evreux,*) dem Hauptorte des Departements der Eure. In geringer Entfernung von Ecouis verließ ich die Straße nach Rouen, um nach Pont-de-l'Arche, einem Städchen mit ungefähr 1500 E. an der Seine, nicht fern von dem Einfluß der Eure, zu gelangen. Bei dem Dorfe Radepont betrat ich das lachende Thal der Andelle. Von der Höhe des Hügels, auf dem ich mich befand, bot dieses Thal mit seinen netten, von Bäumen umgebenen Bauerhäusern, mit seinen zahlreichen, roth und weiß angestrichenen und mit Schiefer gedeckten Fabrikgebäuden, mit seinen bebuschten Hügeln, seinen von Pappeln und Obstbäumen umgürteten Wiesen, mit dem durch diese sich schlängelnden, zahlreiche Werke treibenden, schmucken Flüßchen und mit dem in ihm herrschenden regen, thätigen Leben einen reizenden, höchst malerischen Anblick dar. Diese Art von englischen Gärten liebe ich. Man verfolgt das Thal bis zu seinem Austritt in das schöne Becken der Seine. Man sieht hier etwas, das sich überall, wo die Kultur auf einer hohen Stufe steht, darstellt, ob es gleich gerade kein Beweis davon ist, nämlich eine auffallende Vernachläßigung der Wiesen, im Vergleich mit dem Ackerlande. Sie sind überaus günstig zur Bewässerung gelegen, aber dennoch gibt es wenige, wo diese ausgeübt oder richtig behandelt würde. Einige dieser Wiesen, die in günstigen Jahren dreimal gemäht werden können, sind sogar umgebrochen und in Feld verwandelt worden. Die fleißigen Landleute des Andellethales sind jedoch um dieses an anderen Orten oft höchst nachtheilige Verfahren gerade nicht zu tadeln; denn sie verwandeln ihr Grasland nicht etwa deßhalb in Feld, um es durch ununterbrochen aufeinander folgenden Körnerbau gänzlich zu erschöpfen, sondern um jährige oder perennirende Futterkräuter darauf zu bringen, die ihnen einen noch höheren Ertrag, als die Wiesen gewähren und also auch noch mehr als diese zur Erhebung des gesammten Landbaues beitragen.

Ich schritt quer durch das reiche und schöne Thal der Seine, um nach Pont-de-l'Arche zu kommen. Der Boden in diesem Thale ist schwärzlich, leicht und selbst etwas steinig, aber

*) Evreux ist die Hauptstadt des Dep der Eure, liegt im 49° 1' 24" Br. am Flüßchen Iton, hat gegen 8000 E., beträchtliche Fabriken u. Handel und ist der Sitz der Departementalbehörden, so wie der eines Bischofs. Das hier befindliche alte Schloß Navarre und die im gothischen Style erbaute Kathedrale sind bemerkenswerth.

Digitized by Google

überaus fruchtbar. Weizen, Raps und jährige Futterkräuter gedeihen vorzüglich. Man passirt den Fluß, der hier über eine Felsenbank sich ergießt, über die alte Brücke von Arche, die auf diesem Felsen ruht. Da sich auf dieser Stelle der Fluß nicht wohl zur Schifffahrt eignet, hat man an der Seite einen Kanal für die Fahrzeuge gegraben. Jenseit der Stadt Pont-de-l'Arche ist der Boden lockerer, sandiger, ärmer als nördlich von der Seine. Dieser Umstand hat zu einem stärkern Wurzelgewächsbau Veranlassung gegeben. Man erzielt besonders viel Kartoffeln und Stoppelrüben, die nach Roggen gesäet werden, weniger Runkeln und Möhren. Diese Gewächse werden sämmtlich zu Viehfutter gebraucht Auch Wau wird gebaut, aber weniger als sonst.

Hier hört der Gebrauch des Wendepfluges auf. An seine Stelle tritt der Normännische Pflug, den man in der ganzen südlich von der Seine gelegenen Normandie findet. Mit ihm zugleich erscheint nun auch die Bearbeitung der Felder in Beeten, die Anfangs noch sehr breit sind, aber immer schmaler werden, je näher man an Evreux kommt, wo ich mein Nachtquartier aufschlug.

Mittwochs, den 17. December.

Von Pont-de-l'Arche an bis Evreux und noch über diese Stadt hinaus in der Richtung von Verneuil*) gilt das Land für minder gut als in der übrigen Normandie. Der südliche Theil des Eure-Departements, desgleichen das linke Ufer der Seine sind fast durchgängig sandig. Ich habe viele leichte, steinige Felder auf meinem Wege gesehen; es gibt auch viele, die in geringer Tiefe auf einer Art von eisenhaltigem Tuff ruhen. Die Steine, welche man im Boden findet, sind jedoch meistens Kiesel; der Untergrund ist fortwährend mehr oder weniger dichter Kalkfelsen.

Der Acker Land von 75 Aren (also $\frac{3}{4}$ Hektaren ein weniges mehr als $1\frac{1}{3}$ Acker sächs.) wird in großen Besitzungen mit 1500 — 2500 Franken bezahlt und für 30 — 70 Franken jährlich verpachtet, je nach dem er gut ist. Die Besitzungen sind nicht sehr groß, aber es gibt viele mittlere Güter von 50 bis 150 Ackern. Wie in dem ganzen Theile der Normandie und Picardie, die ich durchstreift habe, ist man hier so glücklich von einer Zerstückelung der Grundstücke nichts zu wissen. Die meisten Güter sind arrondirt, und bei vielen liegen die sämmtlichen Grundstücke rund um die Wirthschaftsgebäude her-

*) Verneuil, ist eine kleine Stadt mit ungefähr 4500 E. im Dep. der Eure, etwa 10 Stunden südlich von Evreux entfernt.

Digitized by Google

um. Diese sind in der Regel nicht sehr glänzend, weil die Baumaterialien selten sind. Man baut meistentheils mit Fachwerk. Wenig Häuser sind ganz von Ziegeln oder Feldsteinen, mehre aber bloß von Lehm aufgeführt. Die Landhäuser sind größtentheils mit Stroh gedeckt, nur einige Wohngebäude der größeren Güter haben Ziegel- oder Schieferdächer. Die Einrichtung der Wirthschaftshöfe nähert sich schon der fast in der ganzen Normandie gebräuchlichen; alle Gebäude stehen getrennt von einander.

In der Gegend von Evreux, so wie im ganzen Departement der Eure gibt es wenige große Gutsbesitzer, die selbst wirthschaften; die meisten Güter von einem und mehr Pflügen Fläche sind verpachtet. Die Pächte sind hier wie fast in ganz Frankreich nie länger, als neun Jahre. Der Eigenthümer mag sich nicht durch einen längeren Termin aus seinem Besitz setzen, ist der sonderbare Ausdruck, den man für diese Gewohnheit gewählt hat. Da mir das Herausbegeben aus dem Besitz eines Gutes überhaupt ein übles Ding zu sein scheint, so möchte ich diesen Herren lieber rathen, solches nie zu thun, weder auf neun, noch auf sechs, noch auf drei Jahre, sondern ihre Güter lieber selbst zu bewirthschaften; denn durch kurze Pachttermine wird das Uebel nur verkürzt, keineswegs gehoben. Wenn sie ja durch Verpachtung Nutzen von einer ländlichen Besitzung zu ziehen und das auf deren Erwerb verwendete Kapital durch selbige sicher verzinst zu erhalten wünschen, dann scheint es mir, müsse man die lange Fortdauer derselben wünschen, so bald sie einmal auf eine vortheilhafte Weise geschehen ist. Diese Behauptung gewinnt noch mehr an Beweiskraft, wenn man bedenkt, daß bei einem Pacht von neun Jahren der Pachter nicht durch einen davon zu erwartenden Gewinn zu Meliorationen, wohl aber zur Aussaugung des Bodens angereizt werden kann, daß er dagegen, wenn er weiß, daß er 18 bis 20 Jahre und noch länger im Pacht bleibet, gar bald zu Verbesserungen aller Art, von denen er sich Nutzen versprechen darf, schreiten werde, nämlich vorausgesetzt, daß er sich darauf versteht. Der einzige Einwurf, den man dagegen zu Gunsten der kurzen Pachttermine machen kann, beruht auf dem Umstande, daß nicht voraus zu sehen ist, was für eine Steigerung der Pachtgelder im Allgemeinen binnen zwanzig Jahren eintreten könne. Darauf läßt sich indessen erwiedern: 1) daß ein Landwirth für eine viele Jahre dauernde Pachtung gern ein höheres Pachtgeld zahlt, als für eine kurze; dann daß es leicht, ja selbst vortheilhaft ist, für jede drei oder sechs Jahre über die ersten neun Pachtjahre eine allmälige Erhöhung des

Digitized by Google

Pachtgeldes festzusetzen, zu der sich jeder gute Pächter gern verstehen wird, wenn sie billig ist. Man könnte vielleicht derselben die Preise des Getreides oder eines andern wichtigen Produktes in den drei Jahren, vor dem Zeitpunkte, wo die Steigerung eintreten soll, zum Grunde legen. Im Fall indessen die Abneigung gegen lange Pachttermine zu groß, oder es aus einem wichtigen Grunde, etwa wegen gesetzlicher Verfügungen, unmöglich wäre, darauf einzugehen, sollten wenigstens die Grundbesitzer so viel Liebe zu sich und ihren Gütern haben, daß sie in alle ihre Pachtkontrakte die Klausel aufnähmen, welche die des Lords Kames, nach dem englischen Gutsbesitzer, der zuerst von ihr Gebrauch machte, genannt wird. Durch diese Klausel, die bei allen Pachtungen, besonders aber bei den auf kurze Zeit abgeschlossenen, sehr empfehlungswerth ist, verpflichtet sich der Eigenthümer, im Fall er den Pacht nicht wieder erneuern will, dem Pachter am Ende der Pachtzeit den zehnmaligen Betrag desjenigen baar hinauszuzahlen, was dieser sich künftighin an Pachtgeld mehr zu geben anheischig macht. Wenn demnach ein Pachter am Ende seiner Pachtzeit statt früher gezahlter 6000 Franken fernerhin 7000 Fr. geben wollte und der Eigenthümer solches nicht annehmen, sondern sein Gut selbst zu übernehmen oder anderweit zu verpachten gesonnen wäre, so müßte er jenem die Summe von 10000 Franken hinauszahlen. Bei Pachtungen von neun Jahren könnte man vielleicht über einen niedrigeren Multiplikator übereinkommen. In Folge einer solchen Uebereinkunft wird sich der Pachter, selbst bei einem nur neun Jahre dauernden Termin nicht scheuen, kostspielige Unternehmungen auszuführen und wichtige Meliorationen zu bewirken; denn er weiß, daß ihm der Eigenthümer, wenn er ihn die Früchte seiner Arbeit und seiner Auslagen nicht genießen lassen will, doch wenigstens am Ende seiner Pachtzeit eine Entschädigung dafür gewähren muß. Man darf nicht fürchten, daß der Pachter, in der Hoffnung, bei seinem Abgange eine bedeutende Geldsumme zu erhalten, ein zu großes Mehrgebot thun werde; denn der Eigenthümer würde ihn, wenn nicht besondere Fälle eintreten, bei dem Worte nehmen, und der Pachter müßte dann während der ganzen Dauer seines neuen Pachtes ein zu hohes, mit seinen gemachten Meliorationen nicht im Verhältniß stehendes Pachtgeld zahlen. Diese Klausel hat demnach das seltene Verdienst, die oft einander so entgegen gesetzten Interessen des Eigenthümers und Pachters zu vereinigen. Die Pachter werden sich bei ihr nicht gleichsam wie in Feindes Land betrachten, sondern die erpachteten Güter wie ihr Ei-

Digitized by Google

genthum behandeln; die Grundstücke würden sich von Jahr zu Jahr verbessern und die Einkünfte des Besitzers damit im Verhältniß zunehmen.*)

„Sie sehen mich gewiß für einen recht schlechten Landwirth an, wenn sie meine Wiesen betrachten," sagte eines Tages ein recht verständiger Pachter zu mir. Ich wunderte mich allerdings, eine Wiesenfläche von 27 Hektaren, die am Ufer eines Flusses überaus günstig zur Bewässerung liegt, dieses Vortheils ganz entbehrend vor mir zu sehen. Es war im Monat Juni; die tiefern Stellen trugen nichts als Binsen und Riedgräser; der übrige Theil war von der Sonne verbrannt und bloß mit den vertrockneten Ueberresten einer dürftigen Vegetation bekleidet. „Mit einem Aufwande von 5000 — 6000 Franken," setzte er hinzu, „würde ich das Wasser fast bis zu den höchsten Punkten dieser Wiesen bringen und denn so viel tausend Pfund ernten, wie ich jetzt Centner ernte; aber mein Pacht dauert nur noch vier Jahre; ich möchte ihn gern erneuern; machte ich jedoch diese Melioration, ehe ich abgeschlossen habe, so würde ich mich zu einer außerordentlichen Erhöhung des Pachtgeldes verstehen müssen, weil diese Verbesserung eine Menge Mitbewerber herbei führen würde, vor denen man mir doch keinen Vorzug gäbe." Ich mache zu dieser Unterhaltung keinen Kommentar; der Stoff dazu findet sich in der Geschichte der meisten unserer Pachter. Ich bemerke nur noch, daß meines Wissens die Klausel des Lords Kames in Frankreich bis jetzt nur bei dem Pacht von Roville Anwendung gefunden hat, und fürchte überhaupt, daß der größte Theil unserer Grundbesitzer so verblendet sei, daß sie ihre Güter lieber in demselben Zustand verbleiben, wohl gar sich immer mehr deterioriren sehen, als der Gefahr sich aussetzen, ihren Pachtern einen geringen Theil der zur Verbesserung ihrer Grundstücke gemachten Auslagen wieder erstatten zu müssen. Nur ungern berühre ich diesen Punkt, aber es ist eine Thatsache, die sich einem Jeden, dem die Verbesserung unsers Landbaues am Herzen liegt, aufdringen muß: unsere Eigenthümer sind im Allgemeinen weit hinter unseren Pachtern zurück. Ihre Vorurtheile und ihr falsch speculirender Eigennutz sind die hauptsächlichsten Hindernisse, welche der Erhebung unserer ländlichen Industrie entgegen stehen. Sie wird nicht eher große Fortschritte machen, als bis die ehrenvollen Ausnahmen, die wir schon gegenwärtig in dieser Hinsicht finden, sich noch

*) Ueber diesen wichtigen Gegenstand ist im Anhange eine denselben noch näher erörternde Abhandlung Matthieu de Dombasle's im Auszuge mitgetheilt.

Digitized by Google

bedeutend vermehrt haben. Herr Paſſi, Präfekt im Dep. der Eure, hat mich auf's Neue in dieſer Anſicht beſtärkt; ſeine edelmüthigen Bemühungen um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft in ſeinem Departement haben bei den Grundbeſitzern weniger Anklang, als bei den Pachtern gefunden.

Ich komme auf die Landwirthſchaft der hieſigen Gegend zurück. Man hält hier faſt eben ſo viel Vieh und rechnet ein eben ſo ſtarkes Betriebskapital auf einen Pflug Land, wie in den an den vorigen Tagen von mir beſuchten Gegenden, da aber zu einem Pfluge mehr Feld, 45 — 55 Hektaren, gehört, ſo kommt auf eine gegebene Fläche ein geringeres Kapital. Man pflügt hier übrigens eben ſo oft und eben ſo gut wie nördlich von der Seine, und es iſt daher wohl nur der beſſeren Conſtruktion des hieſigen Pfluges zuzuſchreiben, daß man mehr Land damit beſchicken kann. Es iſt der ſogenannte Normänniſche Pflug, der gewiß einer der beßten Räderpflüge iſt, die es gibt. Er wendet den herausgehobenen Erdſtreifen vollkommen um, macht eine reinliche Furche, geht ziemlich tief und erfordert nur eine geringe Zugkraft, ich habe einſpännig damit Furchen von 8 Zoll Breite und ziemlich 6 Zoll Tiefe ziehen ſehen. (Der Beſchreibung nach hat dieſer Pflug viel Aehnlichkeit mit den beſſeren ſächſiſchen Pflügen, doch ſoll er noch vollkommener wenden; ſein Streichbret iſt übrigens ebenfalls lang, gerade und nicht geſchwungen; es unterſcheidet ſich nur dadurch, daß es ganz mit Eiſen beſchlagen und etwas anders geſtellt iſt.) Als Zugvieh findet man nur Pferde im Gebrauch. Sie ſind kleiner als die in der Picardie und im Vexin, ſcheinen aber ſtark und kräftig. Man zieht ſie aus Perche*), ſo wie aus der Gegend zwiſchen Pont-Audemer (Bezirksſtadt im Dep der Eure) Liſieux (Bezirksſtadt im Dep. Calvados) und Caen (Dep. Stadt von Calvados) in der ehemaligen Provinz Normandie, viele haben etwas Engliſches an ſich. Mehre Land-

*) Unter Perche verſteht man den Landſtrich, welcher die zur ehemaligen Provinz Orleans bei der alten Eintheilung von Frankreich gehörigen Gouvernements Perche, Maine und Lavel umfaßt und aus dem gegenwärtig die Dep. Loire und Cher, Eure und Loire, Orne, Mayenne, und Sarthe zum Theil gebildet ſind. Die alten volksthümlich gewordenen Benennungen der Provinzen und Gouvernements haben ſich in Frankreich noch durchgängig erhalten, daher auch unſer Reiſende immer noch der Normandie und Picardie gedenkt. Zu jener gehören die jetzigen Dep. Manche, Calvados, Orne, Eure und Nieder-Seine; zu dieſer die Dep. Aiſne, Pas de Calais, Somme. Perche grenzt an das Dep. der Eure. Alençon, die Hauptſtadt vom Dep. der Orne, iſt der Hauptort darin.

Digitized by Google

wirthe, besonders im südlichen, an Perche grenzenden Theile der Landschaft, ziehen auch selbst Pferde auf und halten deßhalb Zuchtstuten zum Zug.

Man sucht hier alle drei Jahre zum Wintergetreide zu düngen und fängt schon im Winter an, den Mist auf die Brache zu fahren, die hier in größerer Ausdehnung zu finden ist, als nördlich von der Seine. Man gibt ihr gewöhnlich vier Furchen, die erste tief, die zweite flach, die dritte wieder tief und die vierte abermals flach.

Bei der Ernte findet hier ein Gebrauch statt, der überall eingeführt zu werden verdiente. Bei dem Herannahen der Ernte verlassen alle Handwerker auf dem Lande und selbst viele in der Stadt ihre Werkstätten und begeben sich auf die Märkte. Hier stellen sich Unternehmer oder Anführer ein, mit denen die Landwirthe wegen der zum Einernten ihrer Feldfrüchte erforderlichen Arbeiter unterhandeln. Sobald sie mit einander einig sind, macht der Unternehmer ein Zeichen, die Arbeiter versammeln sich um ihn, und er schließt nun seinerseits mit jedem einzelnen ab. Auf diese Weise erhält man, wenn es sein muß, 50 — 60 Arbeiter zu seiner Disposition, ohne daß es nöthig ist, mit jedem insbesondere überein zu kommen, und über ihren Fleiß zu wachen. In zwei bis drei Tagen ist die ganze Ernte beendigt, und die Arbeiter ziehen an einen andern Ort. Man macht in dieser Gegend nur wenig Feimen, es wird fast Alles eingescheuert, ausgenommen in besonders guten Jahren.

Im ganzen östlichen Theile des Departements herrscht das verbesserte Dreifelderſystem. Man baut dieselben Gewächse, wie in dem vorgestern beschriebenen Vexin, nur etwas weniger Luzerne; doch fängt sie an, sich immer mehr zu verbreiten, so auch die Esparsette. Man säet jene für sich allein aus, entweder im Frühjahr auf eine Brache, oder auf eine umgebrochne Erbsen- oder Haferstoppel. Die besseren Landwirthe bringen sie nach Wurzelgewächsen, deren Anbau in der Umgegend immer mehr um sich greift. Man baut auch etwas Raps, den man wie in Flandern nach dem Pflug pflanzt. Der mittlere Ertrag an Weizen ist hier 24 Hektoliter vom Hektar (12¼ Dresd. Schffl. vom Acker.)

Ich sagte, daß das zu einem Pflug Land nothwendige Betriebskapital 15000 — 18000 Franken betrüge. Das hängt jedoch von den Pachtbedingungen ab; denn viele Eigenthümer verlangen die Bezahlung des Pachtgeldes vom laufenden Jahre, ja selbst von zwei Jahren im Voraus sechs Monate nach dem Pachtantritte, dadurch wird eine bedeutende Vergrößerung des Verlags nothwendig.

Digitized by Google

Das Nutzvieh besteht hier vornehmlich in Schafen; einige Landwirthe mästen auch Kühe. Man hält etwa 200 Stück Schafe auf den Pflug. Diese sind Mestizen. Manche Pachter halten bloß Hammel der Wolle und der Mastung wegen; die meisten haben aber auch Mutterschafe; dann verkaufen sie gewöhnlich einen Theil der Lämmer. Die wichtigsten verkäuflichen Produkte bleiben indessen Wolle und Weizen.

Die ländliche Bevölkerung ist arbeitsam und lebt gut. Das Brot ist vortrefflich, man ißt aber auch eine gewaltige Menge davon. Arbeiter, die es aus übelverstandner Sparsamkeit zu ihrer einzigen Speise machen, verzehren täglich drei Pfund. Da lobe ich mir doch Speck und Kartoffeln nach Art unserer Lothringer. Man bringt hier gesalzene Butter auf den Tisch. Dieß erinnerte mich an Sachsen. Die Knechte erhalten des Jahres 200 — 300 Franken Lohn und vier- bis fünfmal Fleisch die Woche. Die tägliche Arbeitszeit mit den Gespannen ist 9—12 Stunden, je nach der Jahreszeit.

Donnerstag, den 18. December. Evreux ist keine schöne Stadt; sie hat ein wenig das Ansehn von einer Burg, man findet wenig schöne Häuser daselbst, dafür aber auch nicht die häßlichen baufälligen Gebäude, die sich in den meisten unserer großen Städte als Revers der Medaille darstellen und einen widerlichen Kontrast mit ihren prachtvollen Palästen bilden. Da wenig Luxus hier herrscht, schloß ich gleich, daß im Allgemeinen Wohlstand hier anzutreffen sein müsse, und man bestätigte diese Meinung.

Die Lage von Evreux im Thale des Yton ist recht artig. Ziemlich hohe, mit Anpflanzungen, Gärten und Landhäusern geschmückte Hügel umgeben die Stadt. Eine auffallende Erscheinung ist in selbiger, bei ihrer großen Entfernung von Steinbrüchen, die prachtvolle Kathedrale, die, nebst der Präfektur, das einzige ansehnliche Gebäude in Evreux ist, das ich gesehen habe. Sie ist aus Kalkstein aufgeführt, der mir von derselben Natur zu sein schien, wie der, woraus die Kathedrale zu Rheims besteht.

Der Boden um Evreux ist sehr abwechselnd. Es gibt sehr fruchtbare Ländereien; andere scheinen dagegen mit vollkommner Unfruchtbarkeit begabt zu sein. Jene bestehen aus einem Lehm, der dem im Vexin ähnelt; diese, zum Glück die geringere Zahl, aus Kreide mit einer Menge von Feuersteinen. Viele dieser Ländereien sind mit Holz bepflanzt, das noch am beßten darauf gedeiht, besonders die Birke und die Saalweide, ich glaube aber, die Kiefer müßte auch darauf fortkommen.

Digitized by Google

In einem Walde, nicht weit von Evreux und einem reichen Gutsbesitzer Herrn Lhopital gehörig, lernte ich ein recht einfaches Verfahren bei der Bepflanzung solcher Ländereien mit Holz kennen, der man vor der Ansaat den Vorzug gibt, weil diese sehr unsicher ist. Man zieht mit einem großen starken Pfluge, vor den 4 — 6 Pferde gespannt werden, eine 6 — 8 Zoll tiefe Furche; eine Frau oder ein Kind folgt und legt in diese Furche drei- bis vierjährige Pflanzen in einer Entfernung von ungefähr zwei Fuß ein. Eine zweite Furche deckt sie und Männer richten sie nachher gerade und häufeln etwas Erde an sie an. Auf diese Weise wird sehr viel fertig. Auf einem Erdreich, das sich leichter pflügen läßt, und wo dem Pfluge keine Baumstürzeln und Wurzeln im Wege stehen macht sich die Arbeit noch rascher und besser. Herr Lhopital zeigte mir Bäume, die vor zwei Jahren so gepflanzt worden waren und der Dürre in diesem und im vorigen Jahre sehr gut widerstanden hatten. Wo der Boden nicht tief genug ist, hackt man die Sohle der Furche an den Stellen, wo eine Pflanze hinkommen soll, noch etwas auf.

In der Umgebung von Evreux hält man, wie bei allen größeren Städten, Milchkühe; man hat jedoch auch Schafe, ebenfalls meistens Mestizen, wie in den von mir schon besuchten Gegenden. Die Normännischen Schafe, die sich durch ihre braunen Extremitäten auszeichnen, sehr groß sind, und eine grobe, lange, etwas gewellte Wolle tragen, verschwinden immer mehr, weil sie sich nicht besser zur Mastung eignen als jene, weniger scheren und bloß eine zu Matratzen und groben Zeugen taugliche Wolle geben. Die reichen Departements, welche die Hauptstadt mit Lebensmitteln versehen, scheinen in ihren Mestizen diejenige Schafrace gefunden zu haben, die ihren Verhältnissen am beßten zusagt. Dieselben liefern eine beträchtliche Menge Mittelwolle, die wegen des vielseitigen Gebrauchs, den man von ihr machen kann, am gesuchtesten ist und daher im Verhältniß immer am beßten bezahlt wird; auf der andern Seite ist aber auch wieder die Veredlung bei diesen Thieren noch nicht so weit gediehen, daß sie dadurch an Größe und Mastfähigkeit gelitten hätten. Eine vorzügliche Fütterung und die Vorsicht, nur große und gut gebaute Stähre zur Zucht anzuwenden, haben im Gegentheil viel zur Erhaltung, wo nicht gar zur Vermehrung dieser beiden Eigenschaften beigetragen.

Auf meinem Wege nach Rouen über Neufbourg*) be-

*) Neufbourg oder Neubourg ist ein bedeutender Marktflecken in der Mitte zwischen der Rille und der Seine, mit wohl 1500 E., wo ein starker Viehhandel getrieben wird.

Digitized by Google

rührte ich das Schloß Navarra, wo Napoleon's Gemahlin Josephine zuweilen wohnte. Die Lage dieses Schlosses ist sehr schön; der Park großartig, jetzt aber Alles im Verfall. Das Thal des Yton, worin es liegt, ist reich an schönen Wiesen, die wahrscheinlich sehr ergiebig sind, weil sie nur wenig höher als der Fluß liegen. Dieser ist überdieß noch an mehren Orten zum Behuf von mancherlei Mühl- und Maschinenwerken aufgestaut, ich habe aber nicht gesehen, daß er zu regelmäßigen Wässerungsanlagen benutzt wäre. Mehre Wiesen, die sehr gut zur Bewässerung sich eignen würden, sind sogar in Feld verwandelt worden. Das scheint mir nicht die beßte Benutzung; denn der Boden ist in diesem Thale im Ganzen nur seicht und sehr steinig, wenn auch seine schwarze Farbe auf Fruchtbarkeit deutet. Er soll, wie man mir sagte, sehr von der Trockenheit leiden.

Wir haben in Frankreich einige Gebirgsgegenden und einige Orte im Süden, wo man sich auf die Kunst der Bewässerung vortrefflich versteht.*) Aber in dem übrigen Theile des Landes scheint man die Anwendung und den Nutzen des Wassers zum Wiesenwässern gar nicht zu kennen. Das Thal des Yton könnte, gehörig bewässert, mehr Heu produciren, als in Evreux und seiner Umgegend gebraucht wird, und jetzt ist man gezwungen, den Bedarf daran aus mehren andern ziemlich entfernten Thälern zu beziehen. Doch scheint hier das Wasser wenigstens keinen Schaden zu bringen, und dies ist schon viel; denn welche unermeßliche Flächen gibt es nicht in unserm schönen Lande, die sogar, Dank sei es der Unwissenheit und Unerfahrenheit ihrer Besitzer, durch das Wasser, das für sie eine unerschöpfliche Quelle der Fruchtbarkeit werden könnte, unfruchtbar geworden sind. Solche und noch viel schlimmere Dinge sind betrübend; denn es gibt für einen Menschen, in dem das Gefühl des Wohlwollens gegen seine Mitmenschen nicht erstorben ist, nichts Härteres, als wenn er sehen muß, daß so viele Quellen des Wohlstandes, des Glückes, des Reichthums unbeachtet bleiben, wohl gar schnöde mit Füßen zertreten werden, während die Unglücklichen, die sich des Genusses davon erfreuen könnten, oft mit Mangel zu kämpfen haben. Was ist daran Schuld? Der Mangel an Unterricht. Wann wird man endlich in Frankreich die ganze Wichtigkeit eines gründlichen Volksunterrichts einsehn lernen? Wann wird man sich überzeugen, daß ein Land den Ueberschuß seiner Einnahmen zuvör-

*) Siehe Universalblatt der gesammten Land- und Hauswirthschaft. B. IX. S. 190.

derst auf die Vermehrung des allgemeinen Wohlseins und Reichthums verwenden sollte, ehe es Millionen an kostbare Verschönerungen und unnütze Künste verschwendet, daß jene Verwendung nicht nur die heiligste Pflicht der Regierung, sondern sogar ihr größter Vortheil ist? Wenn man nun auch alle Obelisken der alten Welt nach Paris gebracht hätte, und jedes Gäßchen daselbst mit einem Prachtgebäude geschmückt wäre; wenn unsere Museen alle Meisterwerke der Maler- und Bildhauerkunst besäßen; wenn wir uns die geschicktesten Tänzer in der Welt und die klangvollsten Stimmen Italiens angeeignet hätten, würde dann wohl, frage ich, Frankreich mächtiger nach außen und glücklicher im Innern sein? Würde dadurch auch nur das Elend einiger wenigen von den zwei und zwanzig Millionen Armer gemildert werden, die auf dem Boden unsers reichen Vaterlandes darben? Ich höre schon den Leser ausrufen: „das heißt den Vandalismus predigen; die schönen Künste angreifen ist ein Verbrechen gegen die Civilisation!" Doch nur ruhig, ich will den großen Einfluß der Entrechats, Rouladen, Gemälde, Statuen auf Frankreichs Wohlfahrt gern zugeben, aber gesteht mir nur auf der andern Seite auch die Nothwendigkeit der unentgeltlichen Verbreitung eines guten Volksunterrichtes zu. Darunter verstehe ich nicht bloß eine dürftige Unterweisung im Lesen und Schreiben, sondern vornehmlich einen auf die zweckmäßige Betreibung der im Lande auszuübenden Gewerbe hinweisenden Unterricht, besonders auf die desjenigen Gewerbes, das zwar das erste und allgemeinste, aber auch das am meisten vernachlässigte ist, ich meine die Landwirthschaft. Was ist denn wohl bis jetzt für eine bessere Unterweisung des Landmanns in diesem wichtigsten aller Gewerbe geschehen? Fast gar nichts. Ich weiß, daß mehre gute Köpfe nichts von Aufmunterungen und am wenigsten von einer Einwirkung der Regierung auf die Industrie wissen wollen; aber dann unterhalte man auch nicht mehr ein kostbares Conservatorium der Musik, eine geldfressende Malerschule; man entziehe den Theatern zu Paris die jährliche Unterstützung von 1300000 Franken, und statt Millionen auf Denkmäler zu verwenden, überlasse man lieber der Gewerbsthätigkeit die Verschönerung der Städte. Es werde dann nur der Maler oder Musiker, der wirklichen Beruf dazu hat, wir werden deren weniger haben, aber sie werden vorzüglicher sein. Dasselbe wird bei den Theatern stattfinden, und dann der Arme wenigstens nicht mehr wie jetzt, die Loge des Reichen zum Theil mit bezahlen. Wenn man dagegen bei dem gegenwärtigen Systeme beharrt, scheint mir ein weit würdigerer Gegenstand für die Beachtung und Aufmunterung von Seiten der

Digitized by Google

Regierung jene umfassende und ermüdende Thätigkeit zu sein, welche Frankreichs Boden bearbeitet, die drei Fünftheile seiner Bewohner ernährt, die den anderen Zweigen des Gewerbslebens sowohl die Urstoffe liefert, als auch den hauptsächlichsten Absatz und die meisten arbeitenden Hände verschafft, und auf diese Weise ihre vorzüglichste Stütze ist; die endlich die sicherste und ergiebigste Quelle an Geld und Menschen für den Staat abgibt.

Schon diese letzte Betrachtung allein sollte die Regierung verpflichten, ja kein Opfer zu scheuen, das zur Erhebung der Landwirthschaft beitragen kann. Eine einfache Darstellung möge das Interesse, das sie dabei hat, beweisen. Das Departement des Nordens zählte 1833 auf den Quadratkilometer 171 Menschen. Zu derselben Zeit lebten auf gleicher Fläche in der Vendée 48 M., im Dep. des Indre 35. Letzteres zahlt von einem Flächenraum von 701661 Hektaren 1365542 Franken Grundsteuer, das Dep. der Vendée von 675458 Hektaren 2142684 Franken; das des Norden endlich von seinen 559993 Hektaren 5603054 Franken; folglich erhält der Staat von jedem Hektar im D. des Indre 1 Fr. 94 Centimes; in der Vendée 3 Fr. 17 C. und im Norden etwas über 10 Fr. Ich habe diese drei Departements zur Vergleichung gewählt, weil das des Norden das am beßten kultivirte, wo Arbeit und Geschicklichkeit Alles gethan haben, ist; das Dep. der Vendée eine der schönsten Lagen besitzt und unter allen Departements von der Natur den fruchtbarsten Boden erhalten hat, das des Indre endlich überaus günstig zwischen der Loire und den Gebirgsgegenden des südlichen Frankreichs gelegen ist, des günstigsten Klima's zum Pflanzenbau sich zu erfreuen hat, und große Flächen des herrlichsten Landes enthält; überdieß haben letztere Departements vor dem des Norden noch den großen Vorzug, daß sie Wein bauen können Man begreift leicht, warum sie troß dieser natürlichen Vorzüge jenem dennoch nachstehen. Die Ursache davon liegt einzig und allein in dem Verfall des Ackerbaues, der in diesen Gegenden auch den Aufschwung der anderen Gewerbe hemmt. Um diesen traurigen Zustand, der unglücklicherweise der von drei Viertheilen Frankreichs ist, zu beseitigen, gibt es, ich wiederhole es noch einmal, kein sicherers Mittel als einen zweckmäßigen Unterricht der ländlichen Bevölkerung. Von allen Klassen der Gesellschaft ist sie die unwissendste, von allen Klassen der Gesellschaft macht ihr Gewerbe auf Unterricht den gerechtesten Anspruch, weil dasselbe den schnellsten und glücklichsten Gebrauch davon machen kann, denn es ist eine Kunst, ja eine Wissenschaft, die aber durch die Unwissenheit der damit sich Befassen-

Digitized by Google

den zum roheſten aller Handwerke herabgeſunken iſt. Der Landwirthſchaft fehlen in Frankrich die erforderlichen Kapitale; es fehlen ihr auch ein gutes Geſetzbuch und gute Kommunikationswege; aber Alles, was ich bis jetzt geſehen habe, hat mich überzeugt, daß die erſten nicht eher gut angelegt, daß zweite nicht eher verſtanden und letztere nicht eher zweckmäßig benutzt werden können, als bis die Landleute beſſer unterrichtet ſind.

Man verzeihe mir dieſe lange Abſchweifung, dieſe vielleicht allzu bitteren Klagen, ſie entſtehen aus der innigen Liebe zu meinem Vaterlande und der wehmüthigen Ueberzeugung, daß gar viel Gutes noch geſchehen könnte, dieſes aber leider unterbleibt. Wenn der Fehler bloß an der Regierung läge, würde ich darüber ſchweigen, in der gewiſſen Hoffnung, daß der Gemeinſinn bald die Irrthümer der an der Spitze ſtehenden Männer berichtigen und ſie, ſelbſt wider ihren Willen, zu darauf hinzielenden Maßregeln zwingen werde; aber unglücklicherweiſe iſt in dem Nationalcharakter ſelbſt dieſe Geringſchätzung, dieſe Vernachläſſigung aller, auch der nutzbarſten Angelegenheiten zu ſuchen, wenn ihnen eine verführeriſche und täuſchende glänzende Außenſeite fehlt. Dieſer unglückliche Zug im franzöſiſchen Nationalcharakter verwiſcht ſich jedoch, wie nicht zu verkennen, immer mehr, und Matthieu de Dombasle's neueſte Schriften werden die Verbreitung richtiger und vernünftiger Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Volkswirthſchaftslehre nicht wenig unter uns befördern.

Ich komme nun zum Landwirthſchafts-Betrieb der hieſigen Gegend zurück. Die Beſchaffenheit des Bodens im Thale des Yton ſcheint mir ſehr für den Raps geeignet zu ſein. Der Anbau dieſer Pflanze breitet ſich überhaupt in dieſem Departement ziemlich aus. Er wurde von Landwirthen aus der Niedernormandie, wo er allgemein iſt, eingeführt. Die Landwirthe befinden ſich ſehr wohl dabei, beſonders in dieſem Jahre, wo das Getreide einen gar zu wohlfeilen Preis hat; es wäre indeſſen zu wünſchen, daß dieſer Kulturzweig nicht gar zu ſehr überhand nähme; denn der Raps bleibt, wie alle Handelsgewächſe, immer eine erſchöpfende Frucht, weil er viel Dünger verlangt und wenig wieder gibt; der Düngermangel iſt aber das Hauptgebrechen des franzöſiſchen Ackerbaues. Die nachtheilige Wirkung des Rapſes wird noch dadurch vermehrt, daß man hier zu Lande die wahrhaft barbariſche Gewohnheit hat, das Stroh und die Schoten (Kappen, Haddeln, Hülſen) des Rapſes entweder gleich auf dem Felde, oder im Ofen zu verbrennen. Das Rapsſtroh iſt zwar dem Vieh nicht ſo angenehm zur Streu, wie anderes, aber im Bezug auf den Dünger ſteht es

keinem nach, wenn man den Mist nur nicht zu lange auf Haufen liegen läßt. Was dagegen die Schoten anbelangt, so gewähren solche für Pferde, Rinder und Schafe ein vortreffliches Futter. Man kann sie mit heißem Wasser anbrühen und als Suppe (Siede, Brühe) geben, oder auch trocken füttern. 2—3 Pfund trockene Schoten und eben so viel Runkeln oder Kartoffeln sind eine sehr reichliche tägliche Ration für ein Schaf, bei der sich diese Thiere sehr wohl befinden.

Eine Lieue von Evreux verließ ich die Hauptstraße, um Herrn Colombel in Claville zu besuchen, der mir als ein sehr unterrichteter Landwirth gerühmt worden war, und an den ich Empfehlungsbriefe erhalten hatte. Nachdem ich wohl zwei Lieues in einem ziemlich armen Landstrich mit Sandboden gewandert war, wo ich viele Flächen mit Stechginster und Besenpfeiem bewachsen angetroffen hatte, kam ich daselbst an. Claville ähnelt in seiner Bauart schon den Dörfern in der Nieder-Normandie; es ist sehr lang und die Häuser liegen einzeln. Wenn man in dieser Gegend nach einem Dorfe sich erkundigt, wird man gleich gefragt, zu wem man daselbst gehen wolle. Diese Frage, deren Grund ich Anfangs nur in der Neugierde suchte, kam mir sehr sonderbar vor; aber ich erkannte bald ihren Nutzen; denn nichts ist leichter als eine halbe Stunde zu weit zu gehen, ob man gleich immer in demselben Dorfe bleibt.

Der Boden wird in der Nähe von Claville wieder merklich besser; er ist viel strenger als bei Evreux, aber dennoch pflügt man nur mit zwei Pferden. Dieß wird durch die Bauart des hier gebräuchlichen Pfluges, dessen Streichbret mit dem Pflughaupte einen spitzigeren Winkel, als an dem in der Gegend von Evreux bildet, erleichtert.

Von Weitem gewahrt man in der hiesigen Gegend durch die Bäume hindurch die Dächer und Häuser der Dörfer; ist man aber in diese selbst gekommen, so sieht man nichts mehr davon. Man wandert zwischen hohen Lehm- oder Steinwänden, oder zwischen dichten Hecken, durch welche die Ansicht der Gebäude versteckt wird. Wenn ja eins an der Straße steht, so ist es selten ein Wohnhaus, sondern meistens eine Scheune oder ein Schoppen. Die meisten Häuser stehen im Hofe, der eigentlich weiter nichts ist, als ein weiter, dicht beraseter und mit Aepfelbäumen besetzter Obstgarten. Die verschiedenen Gebäude eines Hofes stehen getrennt, doch meistentheils ziemlich nahe aneinander. Jeder Hof hat ein Thor, das auf die Straße geht und mit einem großen Dache überbaut ist, das man von Weitem für einen Kiosk halten könnte. Diese Anlage der Dörfer ist vortheilhaft für die Bewohner, aber unbequem für den Reisenden, der nach dem Wege fragen muß.

Digitized by Google

Ich fand an Herrn Colombel einen jener einsichtsvollen Landwirthe, die das, was sie durch Lesen oder im Gespräch mit Anderen lernen, auszuführen wissen und dadurch ihren Gewerbsgenossen neue Wege eröffnen. Ich habe, sagte er zu mir, viele Versuche aller Art gemacht; nur auf diese Weise kommt man vorwärts; doch weiß ich jetzt weit besser zu sagen, was man zu vermeiden, als was man zu thun hat.

Er ist einer der ersten, der den Anbau der Wurzelgewächse in die hiesige Gegend gebracht hat, und befindet sich dabei sehr wohl. Anfangs machte man sich über ihn lustig. Das ist Regel. Jetzt fängt man an, es ihm nachzumachen, besonders seit den letzten Jahren, wo das Futter so selten und theuer war. Zu etwas ist Unglück immer gut. Durch die Ausbreitung dieses Kulturzweiges erweis't Herr Colombel seiner Gegend einen ungemeinen Dienst; denn die behackten Früchte eignen sich besonders gut für diesen Theil von Frankreich, wo der meistens gute Boden so theuer, die Bevölkerung stark und die Wiesen selten sind. Der geringe Anbau dieser Gewächse ist ein großer Mangel des Wirthschaftsbetriebs sowohl in der Umgegend von Paris, wie in der Champagne, der Normandie und Picardie, und das hauptsächlichste Hinderniß, das es ihm bisher unmöglich gemacht hat, sich zu derselben Vollkommenheit zu erheben, zu der er in Flandern bereits gelangt ist.

Herr Colombel baut Kartoffeln, Runkeln und besonders Möhren an. Die Unannehmlichkeit der letzteren, viel Handarbeiten zu fordern, ist bei ihm nicht so groß, wie bei dem Ackerbau im Großen, weil er nur eine kleine Besitzung hat und einen großen Theil des Jätens auf andre Weise zu ersetzen sucht. Er säet die Runkeln und Möhren auf kleine Dämmchen, denen bei dem Kartoffelbau ähnlich, nur nicht ganz so hoch. Er bildet dieselben mittelts eines doppelten Streichbretspfluges und überzieht sie dann mit einer Walze, um ihre Erhöhungen etwas zu ebnen; hierauf werden auf jedem zwei kleine Rinnen gezogen und darein der Samen gestreut, der nur eine leichte Erdbedeckung erhält. Herr Colombel versichert mir, er habe sich durch wiederholte Versuche überzeugt, daß die meisten Pflanzen auf solchen Erhöhungen besser wüchsen. Diese Meinung stimmt mit dem überein, was ich im mittleren Frankreich, wo man das Getreide auf schmale Biffangen (vierfurchige Beete s. Burger's Lehrbuch der Landwirthschaft B. 1. S. 231.) säet, oft gehört habe. — Sobald die Pflänzchen aufgegangen sind, werden sie sorgfältig gejätet und behackt, aber nur in den Reihen selbst. Späterhin, wenn das Unkraut auf den Abhängen der Dämmchen und in den Vertiefungen dazwischen zum Vor-

Digitized by Google

schein kommt, wird mit einem kleinen Pfluge etwas Erde von den Dämmchen abgepflügt und, ohne jedoch die Wurzeln bloß zu stellen, in die Vertiefung geworfen, einige Zeit nachher aber wieder an die Pflanzen angehäufelt. Durch diese nacheinander vorgenommenen Operationen wird das Erdreich mürbe erhalten und das Unkraut unterdrückt.

Herr Colombel baut die Zuckerrunkelrübe und die weiße Möhre mit grünem Halse. Mit letzterer ist er überaus zufrieden, nicht nur, weil sie einen höheren Ertrag, als die anderen Arten gibt, sondern auch, weil sie, wie er mir versichert, das Vieh besser füttert. Dieß ist auffallend, weil diese Möhre sehr wässerig scheint. Er zeigte mir eine ungeheuer große Runkel, die auf Erde gezogen worden war, welche man aus einer Tiefe von vier Fuß heraufgeholt hatte, und diesen Boden fürchtet man sechs Zoll tief zu pflügen.

Seinen Raps baut er ebenfalls auf kleinen Erhöhungen; doch macht er selbige etwas breiter. Er pflanzt oder säet 2—3 Reihen Raps darauf. Dieses Jahr hat er einen vergleichenden Versuch zwischen dieser Kulturart und der breitwürfigen Ansaat des Rapses gemacht, um sich und andere von den Vorzügen seines Verfahrens zu überzeugen.

Herr Colombel mästet Kühe und wendet dazu seine Wurzeln mit großem Vortheil an. Die Kühe bekommen nichts als Runkeln, Kartoffeln und Möhren, die zerschnitten und mit Häckfel vermengt werden. Mit diesem wohlfeilen Futter bringt Herr Colombel seine Thiere in Zeit von 2 — 3 Monaten zu einem sehr guten Feistigkeitszustand. Er zeigte mir die Grube (den Silo), worin er sein Wurzelwerk aufbewahrt. Sie ist bleibend, mit einem Strohdach überbaut und in Form eines Trichters in den Boden gegraben, in der Art, daß der Theil, wo man die Wurzeln herausnimmt, der niedrigste und engste ist, so daß also, wenn unten etwas davon weggenommen wird, jedesmal die ganze Masse nachrückt. Herr Colombel hält diese Einrichtung für sehr angemessen zur Vermeidung der Erwärmung. Er nimmt aber auch noch, um diese zu vermeiden, sein Wurzelwerk sehr spät, erst bei kaltem Wetter aus der Erde und bringt, um dieß thun zu können, niemals Wintergetreide danach.

Es wurde Abend. Um La Commanderie noch zu erreichen, mußte ich Herrn Colombel verlassen. Nichts ist auf Fußreisen unangenehmer, als wenn man über die Entfernung der Orte falsch berichtet wird. Ein Mann hatte mir gesagt, es wäre noch eine starke Lieue bis La Commanderie; ich hatte aber noch $2\frac{1}{2}$ Lieues bis dahin; dieser Weg erschien mir entsetzlich lang. Ich ging schon mit der Ueberzeugung vor-

wärts, daß ich mich entweder verirrt habe, oder über mein Ziel hinausgekommen sei, als ich endlich, sehr spät daselbst anlangte. La Commanderie ist ein großes Dorf auf dem Wege von Evreux nach Neufbourg, dadurch merkwürdig, daß hier die Grenze der Dreifelderwirthschaft sich befindet.

Freitags, den 19. December. Eine Stunde von La Commanderie liegt Saint-Aubin, eins der ersten Dörfer von dieser Seite, wo die Zweifelderwirthschaft eingeführt ist. Auch fand ich schon, sobald, als ich über die Flur von La Commanderie hinauskam, die schmalen gewölbten Beete, wodurch sich, nebst einer abweichenden Fruchtordnung, die Wirthschaftsweise der hiesigen Gegend vornehmlich unterscheidet. Die Fruchtfolge ist, oder war vielmehr, hier: erstes Jahr Brache, zweites Jahr Weizen. Früher stand dieselbe sowohl hinsichtlich des Ertrages, als auch hinsichtlich der Krafterhaltung des Bodens, weit unter der Dreifelderwirthschaft; denn während von vier und zwanzig Hektaren Land jene nur zwölf mit Weizen bestellt, die anderen Brache liegend hatte, trugen bei dieser acht Hekt. Weizen und andere acht Hafer. Das Stroh und ein Theil der Körner von letzteren wurden zu Futter benutzt und erlaubten demnach eine stärkere Viehhaltung. Es ist wahr, daß die Zweifelderwirthe bisweilen auch etwas Hafer in die Brache nahmen oder auch wohl noch nehmen; da sie aber wieder Weizen darauf folgen lassen mußten, verloren sie durch eine solche Abänderung am Ertrage von diesem, und wurde überdieß noch der Boden sehr erschöpft. Die Dreifelderordnung war daher ein wahrer Schritt zur Vollkommenheit gegen jene Wirthschaftsweise; viele Dreifelderwirthe dünkten sich daher auch, wenn sie mir von dieser erzählten, weit über die Landwirthe der Gegend, wo sie zu finden, des sogenannten Roumois, erhoben.

Jetzt, seitdem der Anbau der Futterkräuter und der Wurzel- und Knollengewächse immer mehr überhand nimmt, ist es nicht mehr ganz dasselbe. Diese Pflanzen, welchen die Dreifelderwirthe in ihrem Umlauf nur schwer eine Stelle, und nicht einmal eine ganz passende anweisen können, sind in der Zweifelderwirthschaft mit Leichtigkeit und ohne eine merkliche Störung der Ordnung aufzunehmen. Der Klee gedeiht, unter den Weizen gesäet, natürlich weit besser, als nach einer zweiten Halmfrucht und der nach ihm folgende Weizen wird ebenfalls wieder besser. Eben so ist es mit anderen Futtergewächsen, mit den Erbsen und Wicken, die, in ein ihnen zusagendes, noch dungkräftiges Land kommend, einen reichlichen Ertrag geben und das Feld in einem dem Weizen völlig angemessenen Zustande zurücklassen. Was die Wurzel- und Knollengewächse, die ebenfalls einen

Theil der Brache einnehmen, anbetrifft, so sind sie zwar genöthigt, denselben Sommergetreide folgen zu lassen, weil das Wintergetreide nicht gut nach ihnen geräth, dadurch ist aber eine Lücke ausgefüllt worden, die sonst bei der Zweifelderwirthschaft, in welcher kein Sommergetreide gebaut wurde, zu finden war. Da sie nun überdieß nicht in ein durch zwei hintereinander folgende Halmfrüchte verwildertes Land kommen, erfordern sie nicht so viel Pflug- und Handarbeit wie bei der Dreifelderwirthschaft.

Sollte man glauben, daß ungeachtet dieser Vortheile, noch viele Landwirthe in Roumois, besonders nach Pont-Audemer*) hin, bei der alten Methode, Brache, Weizen, bleiben? Man kann sich vorstellen, wie viel Vieh diese halten. Die zur Gespannarbeit erforderlichen Pferde, ein Paar Kühe und Schafe bilden das ganze lebende Inventarium, und bei der kärglichen Nahrung, die dieses Vieh theils im Stalle, theils auf der Stoppel erhält, kann es natürlich in keinem glänzenden Zustande sein, und nur wenig Dünger liefern. Trotz der schwachen Düngung, welche demnach die Felder erhalten, gewähren diese dennoch immer reiche Weizenernten. Die Brache mag dazu wohl etwas mit beitragen. Diese Ergibigkeit macht es den Landwirthen möglich, einen hohen Preis für das Land zu zahlen, und da noch überdieß ihre ganze Wirthschaftsweise wenig Verlag erfordert und keine großen Kosten verursacht, ihr Weizen ferner zu Samen sehr gesucht und immer etwas theurer bezahlt wird, so ziehen sie in Jahren, wo die Ernten gut und die Getreidepreise theuer sind, immer noch einen schönen Ertrag von ihrem Acker; es komme aber noch ein Jahr, wie die beiden vergangenen, wo die eine oder die andere dieser Bedingungen oder gar beide fehlen, so sind diese Landwirthe ruinirt.

Ich sagte schon früher, daß der Futtermangel die Landwirthe zum Anbau der Wurzelgewächse gezwungen und dadurch vortheilhaft auf die Verbesserung des ganzen Ackerbaues eingewirkt habe. Eben so ist es mit den wohlfeilen Getreidepreisen, welche der Landmann für ein großes Unglück hält. Sie bringen ihn doch endlich zu der Ueberzeugung, daß das Getreide nicht das einzige Produkt ist, worauf seine Hoffnungen und seine Einnahmen zu beschränken sind. Daß er im Gegentheil die Zahl der Erzeugnisse ver-

*) Pont-Audemer, Bezirkstadt im Dep. der Eure mit ungefähr 5500 E. und ziemlich starkem Fabrikbetrieb, am Flüßchen Rille nur wenige Stunden von dessen Einfluß in die Seinemündung, unter d. 49° 22′ n. Br. gelegen.

mehren und mit diesen wechseln müsse, um, wenn das eine fehlschlägt, oder im Preise sinkt, sich durch ein andres schadlos halten zu können. Ich habe auch selbst unter den unwissendsten Landleuten einzelne gefunden, die mit wahrer Begierde nach den Mitteln und landwirthschaftlichen Verbesserungen forschten, welche die Wissenschaft lehrt. Man fragte mich eifrig nach den Ernten, Verfahrungsweisen und Wirthschaftsverhältnissen anderer Gegenden; man hörte aufmerksam die Rathschläge mit an, die ich geben zu müssen glaubte, und da ich nicht damit anfing, Alles zu tadeln, was meine Zuhörer unternahmen, da ich nicht sagte: „euer Fruchtwechsel taugt nichts, ihr dürft niemals zwei Halmfrüchte nach einander nehmen, ihr müßt die Brache für immer verbannen, euere Ackerwerkzeuge wegwerfen und euch sogleich neue, bessere anschaffen; kurz ihr müßt euch mit einem Sprunge auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erheben.“ Da ich im Gegentheil nur leicht begreifliche und leicht ausführbare Dinge anrieth und den Begriffen derer, mit denen ich sprach, angemessen vortrug, fand ich fast immer aufmerksame Zuhörer, die nicht, wie es mir sonst wohl vorgekommen, mich mit den Worten unterbrachen: „Das mag wohl recht gut sein, geht aber bei uns nicht, unser Boden erlaubt's nicht ꝛc.,“ sondern mir zur Antwort gaben: „Das müssen wir versuchen.“ Ich schmeichle mir auch mit der tröstlichen Hoffnung, daß meine Reise für manche Orte nicht ohne Nutzen gewesen sei, wenn ich zumal bedenke, welch' einen unermeßlichen Erfolg bei dem Ackerbau die geringste Verbesserung haben kann, sobald sie in einer Gegend allgemein wird.

Mehre unterrichtete Landwirthe haben mir versichert, daß sie jetzt ein Gleiches erführen; man spottet nicht mehr über sie, wenn sie etwas Neues aufbringen, sondern macht es ihnen allmählig nach. Auch die Landwirthschaftsgesellschaften finden jetzt mehr Beifall bei den praktischen Landwirthen, als früher, und so deutet denn Alles darauf hin, daß die Landwirthschaft in Frankreich zwar langsame, aber doch merkliche Fortschritte macht. Gegenwärtig ist es besonders die Viehzucht, welche die Aufmerksamkeit der Landwirthe auf sich zieht; sie sehen ein, daß man vor Allem die Felder düngen muß, und daß, wenn einmal diese Bedingung erfüllt ist, alles Andere von selbst folgt. Der Nutzen, welchen sie noch außerdem aus diesem Wirthschaftszweige ziehen können, und die niedrigen Preise des Getreides machen sie um so mehr geneigt, diesem Land und Dünger zum Theil zu entziehen, um mehr Futter bauen zu können. Es wäre ein wahres Unglück, wenn die Regierung durch Aufhebung der die Viehzucht unterstützenden Einfuhrzölle den ohne-

Digitized by Google

dieß schon geringen Gewinn, den die thierischen Produkte abwerfen, noch mehr verminderte und auf diese Weise die jetzt geschehenden Schritte zur Erhebung unsrer Industrie aufhielte oder gar rückgängig machte. Sie setze den Getreidezoll herab, sie hebe den auf Lein, Hanf, Wau, Krapp und Oel ganz auf; sie verbiete uns den Anbau auch nur einer Tabackspflanze auf französischem Gebiet, aber sie lasse die Zölle, die auf den Produkten der Viehzucht liegen, unangetastet; denn diese ist die Basis der ganzen Landwirthschaft; den Vortheil, welchen sie gewährt, verringern, heißt den Landwirth zur Verminderung der Viehhaltung zwingen, oder mit anderen Worten die ländliche Industrie bis auf die Wurzeln vernichten.

Von La Commanderie bis Saint Aubin sah ich große Strecken mit Stechginster (ulex europaeus) bestellt. Man schnitt ihn eben zum Theil ab. Er wird hier bloß zur Feuerung benutzt und wenige Tage nach dem Abschneiden schon dazu verwendet. Hierzu bedient man sich einer sehr großen Sichel mit schmaler Klinge. Die Arbeiter haben dabei dicke Handschuhe an.

Als ich wenigstens eine halbe Lieue in dem Dorfe Saint-Aubin fortgegangen war, kam ich endlich zu Herrn Moutier, der ein Gut daselbst in Pacht hat. Ich fand in ihm einen jener einfachen Männer, die wenig sprechen und kein großes Wesen von sich machen, aber nicht geringe Einsicht und große Thätigkeit, überhaupt die meisten Eigenschaften besitzen, welche zu einem glücklichen Erfolg bei der Landwirthschaft erfordert werden. Deshalb hat er auch überall zufriedenstellende Resultate erhalten. Er hat eine Art Vierfelderwirthschaft. Im ersten Jahre baut er Möhren, Runkeln, Kartoffeln, auch etwas Erbsen, Wicken, Gemenge und Lein; nach jenen folgt Hafer, nach diesen Weizen. Unter den Hafer säet er Klee, der ganz herrlich gedeiht; nach dem Weizen nimmt er jährige Futtergewächse, Hopfenklee und andere Weidepflanzen, auch wohl Lein. Im vierten Jahre endlich trägt der ganze Schlag Weizen und nur wenig Raps, der hinter dem Pfluge gepflanzt wird.

Die Wurzelgewächse baut Herr Moutier auf dieselbe Weise wie Herr Colombel an. Zum Behacken bedient er sich eines Exstirpators, der mehre Reihen auf einmal nimmt. Ich habe dieses Instrument nicht arbeiten gesehen und kann daher nichts darüber sagen, sein Besitzer lobt es aber sehr. Einen ganz außerordentlichen Erfolg hat derselbe von seinem Luzernebau. Seine Ernte betrug in diesem Jahre vom Hektar 28000 Pf. Heu (von sächs. Acker 145 Centner) in vier Schnitten. Der fünfte Schnitt, welcher auch noch mähbar war, wurde abgeweidet. Er säet die Luzerne unter keine andere Frucht, sondern

Digitized by Google

für sich allein in Monat April, und bereitet das Land durch zwei aufeinanderfolgende Hackfrüchte dazu vor. Dieser guten Vorbereitung schreibt er einen großen Theil seines hohen Ertrages zu. Dadurch sind nun auch die Augen seiner Nachbarn geöffnet worden, die ihn früher tadelten, jetzt aber nachahmen. Selbst der Besitzer des Gutes sah Anfangs mit scheelem Auge auf den Anbau der Wurzelgewächse. Diese Vorurtheile sind jedoch sämmtlich vor den Ergebnissen dieses Jahres verschwunden. Kann man sich etwas Verkehrteres denken als einen Gutsbesitzer, der sich entrüstet, wenn sein Pachter Wurzelgewächse baut, das heißt sich die kräftigsten Mittel zur Düngung, also auch zur Verbesserung des Bodens und zu seiner, so wie zu seines Grundherrn Bereicherung verschafft?

Der Boden ist hier wie in dem ganzen sogenannten Roumois strenger und besonders frischer als in der Umgegend von Evreux. Eine dichte Thonschicht liegt fast überall in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Dieser Umstand hat die Landwirthe veranlaßt, ihre Felder in gewölbte Beete zu legen. Ich weiß nicht, ob sie dabei gewinnen, glaube aber auch nicht, daß sie dabei verlieren. Diese Beete sind meistens 7—8, selten 10—12 Fuß breit, nur flach gewölbt und zum Abfluß des Wassers zweckmäßig angelegt; dennoch bieten sie bei dem Eggen, Walzen und Abmähen der Futtergewächse manche Unbequemlichkeit dar.

Man mergelt in dieser Gegend viel, und zwar nach Herrn Moutier's Meinung zu viel, weil der Mergel, wie er versichert, den Boden zu locker und sogar zu hitzig macht. Wahrscheinlich unterläßt man neben dem Mergeln die Mistdüngung und hat dann einen ungünstigen Erfolg.

Auf seinem zwei Pflüge haltenden Pachtgute hält Herr Moutier gegen 300 ziemlich feine Schafe und einige Kühe zur Milchnutzung und Mastung. Das fette Vieh, Schafe und Kühe, findet guten Absatz zu Routot, einem Flecken nahe bei Pont-Audemer, wo alle Wochen ein bedeutender Viehmarkt, zur Verproviantirung von Havre, Rouen und zum Theil auch Paris, gehalten wird. Hierher kommen auch viele von den auf den Fettweiden der Nieder-Normandie und Bretagne gemästeten Ochsen (s. Universalblatt B 6. S. 2.) so wie die meisten Hammel von den sogenannten Salzwiesen. Es sind solches ganz gewöhnliche Hammel, theils Mestizen, theils Normännische, Picardische und Artesische, die auf den Grasländereien an den Flußufern, nicht fern vom Meere, welche von Zeit zu Zeit mit Salzwasser überschwemmt werden, oder deren Boden wenigstens einige Salztheile enthält, fett geweidet werden sind. So sumpfig und ungesund auch diese Ländereien

Digitized by Google

oft zu sein scheinen, so nährt sich doch alles Vieh außerordentlich gut auf ihnen. Rinder und Schafe werden bald fett darauf und ihr Fleisch erhält einen ganz besondern Wohlgeschmack. Man erkennt es bei den Hammeln an einer mehr hochrothen Farbe, als das gewöhnliche Schöpsenfleisch hat. Es gibt solche Salzwiesen an jeder Küste, an jeder Flußmündung; die bekanntesten sind jedoch die in der Gegend von Dieppe, wo man hauptsächlich für Paris mästet. Man hat mir versichert, daß man ähnliche Resultate auch auf gewöhnlichen Wiesen erlangen könne, wenn man Salz darauf streue, ich konnte aber keine bestimmte Erfahrung darüber einziehen.

Ich verließ Herrn Moutier, um nach Neufbourg zu kommen, ich konnte mich aber in dem Irrgarten von einfachen, doppelten und dreifachen Alleen von Aepfelbäumen nicht zurecht finden, die selbst den schmalsten Fußsteig umgeben, und kam daher über Neufbourg draußen auf die Landstraße. Da die Städte für mich wenig Interesse haben, machte ich mir nichts daraus, sondern setzte meinen Weg nach Elbeuf fort. Jemehr man nach Norden fortschreitet, desto unfruchtbarer und sandiger wird der Boden; der Kalkfelsen geht fast zu Tage aus; man sieht ihn auf mehren Stellen in der Nähe des Dorfes Saint-Pierre, wo ich übernachtete.

Sonnabend, den 20. Decbr. Von Saint-Pierre bis Elbeuf läuft der 1½ Lieue lange Weg längs eines Waldes hin. Durch Holzzucht dürfte wohl überhaupt ein großer Theil dieses leichten, oft abhängigen und auf flach unter der Oberfläche hinstreichenden Kalkfelsen ruhenden Bodens am beßten zu benutzen sein. Man hat übrigens in dieser Gegend leidliche Esparsette, baut auch etwas Wau, und, seit dieser so wohlfeil geworden, statt seiner zum Theil Lein an. In Bezug auf die Bodenbereicherung ist das freilich nicht besser; man kann jedoch aus Elbeuf Dünger beziehn.

Elbeuf (Stadt mit ungefähr 10000 E. im Dep. der Seine, am linken Ufer dieses Flusses) ist gegenwärtig in Frankreich die wichtigste Fabrikstadt für Tücher; sie hat in dieser Hinsicht Louviers überflügelt, weil sie sich mehr nach dem jetzigen Geschmacke gerichtet hat, und Tücher geringerer Güte fabricirt, die eben so schön aussehen, aber weniger kosten, als die zu Louviers*) gefertigten, wo man bei seiner alten Weise beharrt.

*) Louviers, Bezirks-Hauptstadt im Dep. der Eure, an diesem Flusse unter 49° 10′ n. Br. gelegen. Sie hat gegen 10000 E. und bedeutenden Fabrik- und Handelsverkehr.

Elbeuf ist übrigens nicht mehr der Hauptort für den Wollhandel, dieß ist gegenwärtig Rheims. Die Herren Fabrikanten sind sehr zufrieden; sie haben eine Verminderung des Eingangszolls von der Wolle erhalten und hoffen, daß eine noch größere, oder gar völlige Aufhebung dieses Zolles stattfinden werde. Das käme freilich für uns Landwirthe in Frankreich einem Verbote, andere als bloß zur Mastung taugliche Schafe zu halten, gleich. Diese Herren machen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, gemeinschaftliche Sache mit den Freunden der allgemeinen Handelsfreiheit. Ich bitte die letzteren, sich die Gründe wohl zu merken, welche von den Fabrikanten vorgebracht werden, um zu beweisen, daß es im Interesse Frankreichs und selbst der Landwirthschaft liege, die auf der Wolleinfuhr lastenden Zölle aufzuheben. Wenn die Rede davon ist, den auf fremde Tücher gelegten Zoll aufzuheben, können ihnen jene Gründe nützlich werden, denn viele davon dürften sich sehr wohl auf die Tuchfabrikation anwenden lassen.*)

Von Elbeuf bis Rouen läuft der Weg über eine jener Halbinseln hinweg, welche die Seine mit ihren zahlreichen Biegungen bildet. Der Boden ist eben so, wo nicht schlechter, als auf der andern Seite von Elbeuf. Die Mitte dieser Halbinsel, die sich ziemlich hoch erhebt, ist mit Holz bewachsen. Man steigt in die Ebene herab bei dem Flecken Grand-Couronne hart an der Seine. Von der Höhe des Hügels,

*) Der Verf. berührt hier einen Gegenstand, der leider nur selten bei Urtheilen über die Erhebung indirekter Steuern, über Handelsbeschränkungen ꝛc gehörig berücksichtigt wird. Allgemeine, unbeschränkte Handelsfreiheit ist gewiß in der Idee das Wünschenswertheste, Vollkommenste und müßte, so bald sie wirklich erreichbar wäre, nothwendig zu dem möglich höchsten allgemeinen Wohlstand aller Nationen, die dann nur ein, gleiche Interessen theilendes Volk würden, führen. Einseitige Handelsfreiheit kann nur nachtheilige Folgen für das Ganze haben, wenn auch Einzelne dabei gewinnen. Dieß läßt aber der Eigennutz, welcher die Meinungen und Ansichten der meisten Menschen besticht, nicht erkennen. Die französischen Tuchfabrikanten wünschen freie Wolleinfuhr, um bei ihrem Fabrikzweig mehr zu gewinnen, belegen in ihren mit großer Beredtsamkeit darüber verfaßten Schriften ihre Wünsche mit einer Menge, ihnen unwiderlegbar scheinender Gründe und wundern sich höchlich, daß dieselben nicht Jedermann für eben so wichtig und unfehlbar wie sie anerkenne. Wenn aber die Landwirthe die zollfreie Einfuhr von Tüchern verlangen, erheben sie ein gewaltiges Geschrei, finden sie dadurch die Interessen des ganzen Landes verletzt und begreifen sie nicht, wie Jemand so etwas Absurdes verlangen könne, ohne zu bedenken, daß sie bei dem Begehr der freien Wolleinfuhr durchaus keinen andern Grund hatten als jene, nämlich das Verlangen, sich zu bereichern.

Digitized by Google

der diesen Ort beherrscht, hat man eine herrliche Aussicht auf das Thal der Seine in einer Ausdehnung von beinahe fünf Stunden. Mit seinem schönen, von zahlreichen Fahrzeugen belebten Strome, mit seinen zahlreichen, auf dem linken Ufer in Mitten von Wiesen, auf dem rechten an steilen Felsabhängen liegenden Dörfern, mit seinen reichen Grasländereien, seinen Obstgärten und seinen auf Hügeln und Felsen prangenden Wäldern scheint es mir das der Loire zu übertreffen.

Von Grand-Couronne bis Rouen, das drei Lieues von jenem liegt, kommt man über ein Sandland, das nichts als Roggen, Hafer, Kartoffeln, weiße Rüben und nur wenig Klee oder Luzerne trägt. Der Boden wird immer leichter, je mehr man sich Rouen nähert. Um drei Uhr Nachmittags schritt ich in diese alte und berühmte Hauptstadt der ehemaligen Normandie ein. Ihr Ansehn von dieser Seite ist schön, und gibt eine Idee von der Wichtigkeit dieser Stadt.*) Man kommt durch eine prächtige, mehr als ½ Stunde lange Allee, an deren Seiten nette, im Normännischen Geschmack erbaute, d. h. mit bunten Farben angemalte und mit Schiefer gedeckte Häuser stehen. Diese Allee scheint jedoch zu dicht gepflanzt zu sein, denn der Weg ist trotz seiner Breite, in einem sehr schlechten Zustande. Es ist indessen auch nicht zu verkennen, daß die Lage dieser Stadt, zum größten Theil in einem von Wald umgebenen und von einem großen Fluß durchströmten Thale, ihr ein sehr feuchtes Klima gibt. Die kleinste Wolke, welche über sie hinzieht, läßt wenigstens einige Tropfen auf sie herabfallen, und oft sieht man von Weitem sich große oder kleine Regenschauer über Rouen ergießen, während sich die Umgegend trocknen Wetters erfreut.

Ich verwendete einige Tage auf die Besichtigung von Rouen und seiner Umgebung. Unter mehren Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, muß ich vorzüglich einer schönen Sammlung von Ackerwerkzeugen gedenken, die der hiesigen Landwirthschaftsgesellschaft zugehört, und besonders durch die allerliebsten kleinen Modelle des Herrn Lemarié eine Bereicherung erhalten hat.

Zur Fortsetzung meiner Reise genöthigt, verließ ich Rouen Dienstags, den 23. December, versehen mit einer Liste derjenigen korrespondirenden Mitglieder jener Gesellschaft, die an dem von mir einzuschlagenden Wege wohnten, und mit einem an dieselben gerichteten Empfehlungsschreiben. Beide hatte ich der

*) Rouen, ist die Hauptstadt des Dep. der Nieder-Seine, unterm 49° 27' n. B. an der Seine gelegen. Sie hat über 11000 H. und wohl an 90000 E.

Elbeuf ist übrigens nicht mehr der Hauptort für den L... handel, dieß ist gegenwärtig Rheims. Die Herren Fabrikan... sind sehr zufrieden; sie haben eine Verminderung des Eingan... zolls von der Wolle erhalten und hoffen, daß eine noch gröss... oder gar völlige Aufhebung dieses Zolles stattfinden werde. D... käme freilich für uns Landwirthe in Frankreich einem Verbo... andere als bloß zur Mastung taugliche Schafe zu ha... gleich. Diese Herren machen, um zu ihrem Zwecke zu l... langen, gemeinschaftliche Sache mit den Freunden der a... meinen Handelsfreiheit. Ich bitte die letzteren, sich die Gr... wohl zu merken, welche von den Fabrikanten vorgebracht wer... um zu beweisen, daß es im Interesse Frankreichs und s... der Landwirthschaft liege, die auf der Wolleinfuhr lasten... Zölle aufzuheben. Wenn die Rede davon ist, den auf fremd... Tücher gelegten Zoll aufzuheben, können ihnen jene Gründ... nützlich werden, denn viele davon dürften sich sehr wohl auf die Tuchfabrikation anwenden lassen.*)

Von Elbeuf bis Rouen läuft der Weg über eine j... Halbinseln hinweg, welche die Seine mit ihren zahlreich... Biegungen bildet. Der Boden ist eben so, wo nicht schlechter, als auf der andern Seite von Elbeuf. Die Mitte dies... Halbinsel, die sich ziemlich hoch erhebt, ist mit Holz bewachsen. Man steigt in die Ebene herab bei dem Flecken Grand-Couronne hart an der Seine. Von der Höhe des Hügels,

*) Der Verf. berührt hier einen Gegenstand, der leider nur selten bei Urtheilen über die Erhebung indirekter Steuern, über Handelsbeschränkungen ꝛc gehörig berücksichtigt wird. Allgemeine, unbeschränkte Handelsfreiheit ist gewiß in der Idee das Wünschenswertheste, Vollkommenste und müßte, so bald sie wirklich erreichbar wäre, nothwendig zu dem möglich höchsten allgemeinen Wohlstand aller Nationen, die dann nur ein, gleiche Interessen theilendes Volk würden, führen. Einseitige Handelsfreiheit kann nur nachtheilige Folgen für das Ganze haben, wenn auch Einzelne dabei gewinnen. Dieß läßt aber der Eigennutz, welcher die Meinungen und Ansichten der meisten Menschen bestimmt, nicht erkennen. Die französischen Tuchfabrikanten wünschen freie Wolleinfuhr, um bei ihrem Fabrikzweig mehr zu gewinnen, belegen in ihren mit großer Beredtsamkeit darüber verfaßten Schriften ihre Wünsche mit einer Menge, ihnen unwiderlegbar scheinender Gründe und wundern sich höchlich, daß dieselben nicht Jedermann für eben so wichtig und unfehlbar wie sie anerkenne. Wenn aber die Landwirthe die zollfreie Einfuhr von Tüchern verlangen, erheben sie ein gewaltiges Geschrei, finden sie dadurch die Interessen des ganzen Landes verletzt und begreifen sie nicht, wie Jemand so etwas Unsinniges verlangen könne, ohne zu bedenken, daß sie bei dem Begehr der freien Wolleinfuhr durchaus keinen andern Grund hatten, als jene, nämlich das Verlangen, sich zu bereichern.

fahren für seine
Die Geschäfte
brauchen bei
inkt zu werden.
„unser Sohn,
überlassen sich
drei Jahren
s Ende mit
Knie oder

Landmanns
könnte die
messen, in
haft steht.
tung wird
veranlaßt,
he hegen;
sich selbst
sie nicht

so habt
ste, der
nen Er=
hr selbst
achtet,
wegen
n hatte.
chulen;
innehm=
Wissen=
, die sie
ekannten
derstand,
te, ihnen
euch nur
hen, eure
sgedehnten
eil ziehen,
nen ließen,
und ihnen
sein. Be=
uch in den
Stande die
mit vollem

ausgezeichneten Gefälligkeit des Herrn Gaillard, des Sekretairs der Gesellschaft, zu verdanken. Derselbe war gleicher Weise auch so gütig, mir mehre interessante Nachweisungen über die Kultur in der Nieder-Normandie, wo er weitläufige Besitzungen hat, so wie über die des Departements der Nieder-Seine zu ertheilen. Unter Anderem erzählte er mir, daß die gegenwärtige Verlegenheit der Ackerbauer in letztgenannter Gegend, namentlich in der Nähe von Rouen, zum Theil mit davon herrühre, daß sie die Gewohnheit haben, oder wenigstens hatten, ihr Geld im Handel anzulegen. Bei uns in Lothringen*) fordert es der Ehrgeiz der größern Landwirthe, einen Sohn im Priesterstande zu sehen, hier dagegen, daß einer Kaufmann werde. Das aufgeweckteste, munterste, fähigste Knäblein wird bestimmt, die Ehre der Familie zu gründen; die minderfähigen müssen ihres Vaters Stand ergreifen. Das ist ja ganz natürlich! es gehört ja ungleich mehr Geist dazu, hinter dem Schreibpult zu sitzen, einige Ellen Tuch wegzumessen und eine Addition oder Subtraction zu machen, als ein guter Landwirth zu seyn, d. h. die Geheimnisse der Natur zu erforschen, sich die Macht derselben, verbunden mit der in der Arbeit liegenden, dienstbar zu machen und zur Erzeugung nützlicher Produkte zu benutzen, und aus diesen endlich den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Das leidet keinen Einwurf. Auch wird unser junger Mann allein, mit Ausschluß seiner Brüder, in die Stadt gesandt, um dort erzogen zu werden. Wenn er zurückkehrt, schießt die ganze Familie zusammen; die Sparbüchsen werden erbrochen, Oheime, Tanten, Großältern, Vettern, Muhmen, alle bringen ihr Scherflein dar; denn es betrifft ja die Ehre des Hauses; überdieß hat der junge Mann große Anlagen, er kann dereinst ein zweiter Rothschild oder etwas dem Aehnliches werden. Er beweis't Jedermann durch die unwiderleglichsten Gründe, daß ihm davon schon etwas in den Ohren klinge. Man etablirt ihn denn daher, nachdem man ihm eine Frau verschafft hat, und es ist ja nichts leichter als das; denn wer würde einen Handelsmann ausschlagen? Die Schönste, die Reichste des Dorfes wird die Seinige, und sein Geschick erregt den Neid aller seiner Genossen. Der junge Mann, welcher die Handlungswissenschaften gründlich studirt hat, treibt sein Geschäft nach bestimmten Grundsätzen; er fängt mit großen Spekulationen an, und in Erwartung, daß ihm Schiffe große

*) Roville, wo sich das landwirthschaftliche Lehrinstitut des Herrn Matthieu de Dombasle befindet, an dem Herr Moll als Lehrer angestellt ist, liegt in Lothringen.

Ladungen bringen sollen, rollt mancher Schiebkarren für seine Rechnung auf dem Wege nach der Stadt zu. Die Geschäfte nehmen einen großen Schwung; die Ausgaben brauchen bei so sicheren und glänzenden Hoffnungen nicht beschränkt zu werden. Die Verwandten brüsten sich, sagen zu können: „unser Sohn, unser Neffe, unser Vetter, der Kaufmann," und überlassen sich der Freude, bis endlich nach Verlauf von zwei bis drei Jahren die ganze Herrlichkeit auf einmal ein schmähliches Ende mit einem Bankrott nimmt; jeder fällt nun auf seine Knie oder gar noch tiefer.

Woher kommt in Frankreich die Sucht des Landmanns aus seinem Stande sich heraus zu begeben? Man könnte die Schuld davon zum Theil der Verachtung mit beimessen, in welcher er daselbst bei den anderen Klassen der Gesellschaft steht. Dieß rechtfertigt ihn jedoch nicht; denn diese Verachtung wird zum großen Theil mit durch die Geringschätzung veranlaßt, welche die meisten Landleute selbst gegen ihr Gewerbe hegen; jedenfalls ist es sehr unrecht von ihnen, daß sie von sich selbst eine so lächerlich geringe Meinung haben; denn sind sie nicht der wichtigste und größte Theil der Nation?

Landleute, wenn ihr wollt, daß man euch ehre, so habt erst selbst Ehrfurcht vor euerm Stande. Er ist der erste, der nützlichste, der edelste von allen; um dieß zur allgemeinen Erkenntniß zu bringen, ist nichts weiter nöthig, als daß ihr selbst davon überzeugt seyd. Der Mensch, der sich nicht selbst achtet, ist auch wirklich verächtlich. Bisher konnte man euch wegen der Unwissenheit entschuldigen, in der man euch gelassen hatte. Jetzt ist dieß aber nicht mehr so, überall entstehen Schulen; ehrenwerthe Männer verlassen den Aufenthalt und die Annehmlichkeiten der Städte, um auf das Land das Licht der Wissenschaft zu bringen, unbekümmert um die Mißdeutungen, die sie deßhalb nicht selten von ihren alten Freunden und Bekannten erdulden müssen, und nicht zurückgeschreckt von dem Widerstand, den Spöttereien und dem Haß, womit ihr Landleute, ihnen zum öftern entgegen kommt. Statt diese Leute, die euch nur nützen können, abzustoßen, solltet ihr euch ihnen nahen, eure Erfahrungen und Handwerksfertigkeit mit ihren ausgedehnten Kenntnissen vereinigen, von ihren Versuchen Vortheil ziehen, das annehmen, was diese als gut und nützlich erkennen ließen, das verwerfen, was sich als unzweckmäßig zeigte, und ihnen für ihre Bemühungen und guten Absichten dankbar sein. Bedenkt, daß sie, eurem Stande sich zugesellend, euch in den Augen der übrigen Gesellschaft erheben und eurem Stande die Anerkennung und Hochachtung zuwenden, die ihm mit vollem

Digitized by Google

Rechte gebühren, und um die ihr ihn durch eure Unwissenheit gebracht habt. Ihr aber, ihr reichen Landwirthe, statt aus eueren hoffnungsvollsten Kindern Aerzte, Rechtsgelehrte, Kaufleute, Priester, Künstler zu machen, macht lieber gute Landwirthe aus ihnen, nachdem ihr ihnen eine gute Vorbildung habt ertheilen lassen, nicht im Lateinischen und Griechischen, sondern in solchen Wissenschaften, die mit dem Landbau in Verbindung stehen; thut sie auf eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Da werden sie Jünglinge kennen lernen, denen, in höheren Ständen geboren, die Laufbahnen offen standen, in die ihr eure Söhne zwängen wollt, die solche sogar schon betraten, sie aber wieder verließen, um den minder glänzenden, aber nützlicheren und unabhängigeren Stand des Landwirths zu ergreifen. Hier werden sie richtige rationelle Grundsätze ihres Gewerbes sich aneignen und dann bei ihrer Rückkehr uns beweisen, daß die Achtung, die irgend einer Beschäftigung zu Theil wird, von dem eignen Werthe derjenigen abhängt, die sich ihr gewidmet haben.

Die Umgebungen von Rouen und Elbeuf, so wie überhaupt der ganze Süden des Departements bieten jene Vereinigung von Landbau und Fabrikbetrieb dar, die man gewöhnlich für den glücklichsten Zustand hält, den eine Gegend zu erreichen vermag. Hinsichtlich des Reichthums ist solches auch gewiß der Fall, wenn die Bevölkerung so zahlreich ist, daß es dem Ackerbau nicht an den nöthigen Händen fehlt. Was aber die Sittlichkeit der Landleute anbetrifft, so gewinnt solche, wie man leicht denken kann, dabei nicht sonderlich; doch ist der Fabrikarbeiter auf dem Lande besser als der in den Städten.

Nachdem ich Rouen verlassen, nahm ich meinen Weg nach dem Schlosse des Vieux, das Herrn Baudouin, einem ausgezeichneten Landwirthe, gehört, der, in der Umgegend von Rouen ein seltenes Beispiel, die Stadt als reicher angesehener Mann verließ, um der Landwirthschaft sich zu widmen.

Ich überstieg einen ziemlich hohen Hügel, welcher das Thal der Seine von dem des Cailly trennt, in welchem man nach Maromme, einen großen, 1½ Stunde nordwestlich von Rouen gelegenen Flecken, hinab kommt, der, wie das ganze Ufer des Flusses, mit Fabriken und Maschinen angefüllt ist.

Der Boden dieser Hochebene ist fortwährend jener sandige Lehmboden, der in bald größerer, bald geringerer Tiefe auf Kreide ruht, die in den Thälern und auf den Abhängen der Hügel zu Tage kommt. Die Hochebene, welche man hierauf bis zu dem Flecken Barentin überschreitet, und die den Cailly

von der Austreberte*) trennt, ist von derselben Beschaffenheit, nur scheint sich die Kreide etwas tiefer zu senken, und der Boden etwas bindiger zu werden.

Die in der Umgegend von Städten übliche Wirthschaftsweise, die sich auf die Haltung von Milchkühen, auf Strohverkauf und die Benutzung des Stadtdüngers beschränkt, findet in einem weiten Raum um Rouen statt, selbst bis gegen Barentin hin, das fünf Lieues davon liegt. Die Grundstücke sind, wie sich denken läßt, in sehr hohem Preis, der nicht immer mit dem Vortheile im Verhältnisse steht, den der Besitzer von seiner Lage zieht. Man muß indessen auch bekennen, daß der Ackerbau in der Gegend von Rouen, wenn auch gut, doch nicht so vorgeschritten ist, wie in anderen Theilen des Departements. Wie fast in ganz Frankreich macht man auch hier keinen Gebrauch von den menschlichen Exkrementen. Man fürchtet vielleicht, wie jener Bauer, daß das aus den damit erzeugten Produkten gelös'te Geld stinken möge.

Von Barentin stieg ich in das niedliche Thal der Austreberte hinab, wo es von Fabriken und Maschinen aller Art wimmelt. Nach einer Stunde beschwerlichen Gehens in oft grundlosen Wegen kam ich zum Schlosse des Vieux, wo man für seine Mühe durch die reizende Aussicht, die man hier genießt, reichlich entschädigt wird. Dieses Schloß, zwar nicht groß, aber in einem edeln Style gebaut, liegt auf dem Gipfel eines Hügels und beherrscht das Thal und die umliegende Gegend in einer weiten Fläche. Die Wirthschaftsgebäude sind schön, aber von dem Schlosse getrennt, wodurch die Aufsicht erschwert wird. Ob ich gleich die Schlösser nicht liebe, so freute ich mich doch, daß dieses, eine der reizendsten Wohnungen in den Umgebungen von Rouen, einem Landwirth zugehört. Herr Baudouin, dem diese Besitzung erst seit Kurzem zugehört, hat dieselbe so zu vermehren und abzurunden gewußt, daß sie gegenwärtig zu einer Wirthschaft von 100 Hektaren angewachsen ist. Dieß ist etwas Außerordentliches in diesen Gegenden, wo es meist nur kleine Güter gibt, die größtentheils verpachtet sind und selten mehr als 50 — 60 Hektaren Land besitzen.

*) Der Flecken oder vielmehr das Städtchen Barentin liegt im Dep. der Nieder-Seine an der Austreberte und hat gegen 1900 E. Die Austreberte und der Cailly sind zwei kleine Flüßchen, die fast in paralleler Richtung, von Norden kommend, der Seine zu fließen.

Digitized by Google

Eine sehr schöne Merinoheerde steht zu Vieux, wo überhaupt eine rationeller und vervollkommneter Wirthschaftsbetrieb herrscht, den Herr Baudouin, trotz der ärgerlichen Einreden der benachbarten Landwirthe, eingeführt hat und selbst leitet. Unglücklicherweise war er bei meiner Ankunft nicht zu Hause; ich konnte daher nur die Felder besehen und einige Werkzeuge untersuchen.

Er bedient sich zum Theil des Pfluges von Caux. Das ist ein sonderbares Stück. Der erste, den ich im agronomischen Museum zu Rouen sah, entlockte mir einen Ausruf des Erstaunens. Er würde mich wahrscheinlich weniger in Verwunderung gesetzt haben, wenn ich in gerader Richtung von Lothringen hergekommen wäre, aber ich kam von der Eure und hatte noch den vortrefflichen kleinen Normännischen Pflug im Gedächtniß. Der Lothringer Pflug ist plump; aber man sieht, daß die Beschaffenheit des Bodens den Landmann bestimmte, ihm diese Gestalt zu geben, er ist mehr stark als groß. Der Pflug von Caux dagegen hat riesenmäßige Dimensionen, ohne viel Festigkeit zu besitzen. Das Polster (die Lage, Lade) ist über drei Fuß höher als die Räder des Vordergestells. Der Grindel ist ungemein gebogen und sehr lang, aber nicht stark. Das Sonderbarste an diesem Pfluge ist aber das Streichbret. Die Vertheidiger der geschwungenen Streichbreter würden es ohne Zweifel vortrefflich finden; unglücklicherweise ist aber die Erde, diese verdammte Erde, welche schon manche über diesen Gegenstand angestellte Berechnungen zu Schanden gemacht hat, anderer Meinung in dieser Hinsicht. Der Pflug von Caux macht, ob er gleich ein Schar mit einem Flügel, das ein rechtwinkliges Dreieck bildet, von ziemlicher Breite hat, dennoch eine schlechte Furche, wegen der allzugroßen Biegung seines Streichbretes, das hinten beinahe völlig wieder nach vorn gekrümmt ist. Diese Stellung bewirkt nicht nur, daß der Pflugstreifen sehr schlecht umgewendet und mehr zusammengeschoben wird, sondern macht es auch unmöglich, tief zu pflügen und den Pflug gerade zu halten. Man ist genöthigt, ihn auf der rechten Seite höher als auf der linken zu heben, weil sonst das umgebogne schneidende Hintertheil des Streichbrets in das Land eindringen würde. Daraus folgt, daß der Untergrund in lauter kleinen Dämmen oder Rinnen gelegt wird, und selbst bei einer seichten Pflugart ein Theil des Erdreichs nicht vom Untergrunde abgeschnitten, sondern nur bedeckt wird. Dieß habe ich schon mehre Male, wenn ich mit diesem Pfluge arbeiten sah, bemerkt. Ohne diese ungeheure Biegung hinten würde jedoch dieses Streichbret gut sein. Es hat vorn die Gestalt des Normänni-

Digitized by Google

schen Streichbrets, nur eine größere Höhe; es bildet ferner mit dem Pflugkörper keinen großen Winkel und ist ohne vertiefte Stellen. Der Erdstreifen gleitet vollkommen und ohne umzuschlagen darüber hin, bis er beinahe senkrecht steht, dann kommt aber die unglückliche Biegung, die ihn wie in eine Form zusammendrückt. Ich habe der Arbeit mit diesem Pfluge genau zugesehen und bin nun überzeugt, daß die Biegungen des Streichbrets, wenn sie ja vorhanden sein sollen, konkav, keineswegs konvex zu machen seien, und daß mathematische Berechnungen zu irrigen Ansichten in Bezug auf letztere geführt haben. Es ist wahr, daß selbige von den Praktikern lange Zeit angewendet wurden, ehe die Theorie sie in Schutz nahm. Man sieht z. B. in Br[illegible] esem in Betreff guter Ackerarbeit klassischen Lande,*) an [illegible]n Streichbrete vorn eine ungemein große Erhöhung, welche den Namen „der Magen" (l'estomac) erhalten hat, und dieß mag wohl zu dem Glauben Veranlassung gegeben haben, daß dergleichen Erhöhungen, wo nicht nothwendig, doch nützlich wären. Der Grund jedoch, welcher die Bewohner jener Gegend vermocht hat, eine solche anzubringen, spricht gerade nicht dafür. Mir wurde wenigstens ein sehr sonderbarer angegeben, als ich einmal einen recht geschickten Landmann in Brie danach fragte und dabei die Hoffnung hegte, es würde mir seine Erklärung ganz neue wichtige Aufschlüsse über diesen noch so sehr im Dunkeln liegenden Gegenstand geben. Er meinte nämlich, daß man diesem Theile des Streichbrets, der sich am schnellsten abnutze, das meiste Holz lassen müsse, damit es länger dauere. Ich hatte viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß dieser Vorsprung gerade die Ursache der schnellen Abnutzung sei, und daß dieselbe unter diesen Umständen an jeder andern Stelle des Streichbrets ebenfalls stattfinden werde. Er gestand übrigens zu, daß die alten Streichbreter, an welchen der Magen abgenutzt wäre, besser gingen, eine schönere Furche machten und weniger Zugkraft erforderten als die neuen.

Ich zweifle nicht, daß das Streichbret am Pfluge von Caux sehr gut werden könne, wenn die hintere Biegung weggenommen würde. Ich rathe den einsichtsvolleren Landwirthen, einen Versuch damit zu machen, was um so leichter angeht, da das Streichbret von geschmiedetem Eisen ist.

*) Das Ländchen Brie, welches in landwirthschaftlicher Hinsicht manchen guten Ruf, besonders auch wegen seinen vorzüglichen Milchprodukte in Frankreich hat, macht einen Theil der alten Provinz Champagne, und zwar des Gouvernements Champagne und Brie aus. Es zerfällt jetzt in die Dep. der Aisne, Marne, Aube, Yonne ꝛc. Die Hauptstadt davon ist Rheims.

Digitized by Google

Ein zweiter Fehler an diesem Pfluge, dem leicht abgeholfen werden könnte, besteht in einem Stücke Holz, das dem Streichbrete an seinem untern Theile zur Stütze dient und wohl 5 — 6 Zoll hinten darüber hinausragt. — Diese sonderbare Einrichtung ist auf den nach meiner Ansicht falschen Grundsatz gestützt, daß zu einer guten Pflugarbeit eine völlig reine Furche gehöre. Bei den Leistungen eines Pfluges darf man nicht auf Spitzfindigkeiten ausgehen. Sein Zweck ist ganz einfach der, zuerst den Boden aufzulockern und dann die Erde, welche früher unten war, herauf zu kehren. Nun kann zwar jene Verlängerung unten am Streichbrete wohl die Furche reinigen, indem sie die in selbige gefallene Erde an den umgeworfenen Pflugstreifen andrückt; aber sie vermag nicht, dieselbe oben auf zu bringen, und schadet der Auflockerung des Bodens durch den Druck, den sie auf den Pflugstreifen ausübt. Um ferner diese nachtheilige Wirkung hervorzubringen, wird überdieß noch eine ungleich größere Zugkraft erfordert; denn die von dem Pfluge geöffnete Furche enthält durch die Wirkung dieser Verlängerung eine Breite von 18 Zoll. Auch die Verbindung des Pflugkörpers mit dem Vordergestell scheint übel berechnet zu sein; die Räder hinterließen bei den meisten, die ich arbeiten sah, sehr merkliche Spuren auf dem Erdreiche, und das beweis't, daß sie einen bedeutenden Druck ausüben müssen. Endlich findet sich auch die sonderbare Abweichung des Grindels auf die linke Seite, welche ich schon bei dem normännischen Pfluge bemerkte, auch bei diesem.

Alle diese Fehler vereinigt, vorzüglich die erst genannten, machen den Pflug von Caux zu einem sehr unvollkommenen Werkzeuge, und man kann sich nicht genug darüber wundern, daß das wichtigste aller landwirthschaftlichen Geräthe so zweckwidrig konstruirt sein kann in einem Lande, das in der Kultur so weit vorgeschritten ist, wie das Dep. der Nieder-Seine, und bei so geschickten und einsichtsvollen Landwirthen, wie die Bewohner der Gegend von Caux. Es ist dieß um so auffallender, weil sie die Ackerbauer auf dem linken Seine-Ufer immer vor Augen haben, die mit ihren kleinen Pflügen, an die nur zwei Pferde mittleren Schlages gespannt sind, vortreffliche Pflugarbeit liefern, während sie genöthigt sind, drei ungeheure Pferde vorzuhängen, um einen weit leichtern Boden schlecht zu pflügen. Der Gebrauch eines Pfluges von Caux fordert demnach die Ernährung eines Pferdes, die ich mindestens zu 450 Franken anschlage, mehr als die des normännischen Pfluges. Man kann dagegen nicht einwenden, daß man im Lande Caux sich ausschließlich junger Pferde bei der Ackerarbeit bediene; denn derselbe Fall findet fast auf dem ganzen linken

Digitized by Google

Seineufer statt. Es wäre sehr zu wünschen, das der Präfekt der Nieder-Seine sich es eben so angelegen sein ließe, den Ackerbau auf alle Weise zu fördern, wie Herr Passy, der Präfekt des Dep. der Eure. Wettpflügen mit Preisertheilungen würde hier gewiß noch größere Wirkungen hervorbringen als im Dep. der Eure, und ich zweifle nicht, daß man dann gar bald in dieser ebenen Gegend mit einem mäßig gebundenen steinfreien Boden Schwingpflüge einführen würde, die hier nothwendig einen weit größern Erfolg haben müssen.

Ich verließ les Vieux und nahm meinen Weg nach dem Dorfe Touffreville bei Yvetot*), wo Herr Lemarié wohnt, der mir durch den Ruf als einer der geschicktesten Landwirthe in der Normandie geschildert worden war. Ich befand mich nun in dem reichen und schönen Ländchen Caux. Hier gibt es kein Dorf, oder vielmehr die ganze Gegend bildet nur ein unübersehbares Dorf, dessen Häuser auf der ganzen Oberfläche des Landes zerstreut liegen und nichts mit einander gemein haben als die Kirche, welche in Verbindung mit den Wohnungen des Geistlichen, des Schmiedes, des Kaufmanns und der Schenke allein das bilden, was man eigentlich Dorf nennen könnte. Auch sagt man niemals: „ihr werdet durch dieses oder jenes Dorf kommen," sondern: „ihr kommt bei der Kirche von dem oder jenem Dorfe vorbei." Nachdem ich Vieux verlassen hatte, ging ich schon eine halbe Stunde lang in dem Dorfe P...., ohne daß ich es vermuthete, indem ich nichts gewahr wurde als von Zeit zu Zeit ein Dach, das mitten durch die Bäume schimmerte.

Diese Lage der Dörfer hat zwar einige Unbequemlichkeiten, bietet aber für den Landbau ungemeine Vortheile dar, und es wäre zu wünschen, daß sie in Frankreich allgemein würde. Bei dieser Einrichtung gibt es kein Grundstück, das den Hahn nicht krähen hörte, und man weiß, wie dieß den Werth eines Feldes erhöht. Solche Ländereien kosten bei uns zwei- bis dreimal mehr als die entfernteren. Das kommt nicht etwa, wie wohl einige unserer Bauern meinen, daher, daß das Hahngeschrei einen großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausübe, sondern daher, daß solche Grundstücke mit geringeren Kosten und mit mehr Bequemlichkeit zu bestellen sind; man

*) Yvetot ist eine Bezirksstadt im Dep. der Nieder-Seine, an der Straße von Rouen nach Havre ziemlich in der Mitte zwischen beiden Städten gelegen und nur wenige Stunden vom Meere entfernt. Sie hat gegen 10000 E. und bedeutende Fabriken von Baumwollenzeugen.

ist schon von Natur mehr geneigt, das besser zu besorgen, was man unter den Augen hat, als was sehr entfernt liegt. Man findet übrigens dieses Zerstreutliegen der Gehöfte in den meisten Gebirgsländern und in mehren minder bevölkerten Gegenden des mittleren Frankreichs; nirgends ist es jedoch so allgemein wie im Departement der Nieder-Seine. Es gibt hier indessen auch mehr zusammengebaute Dörfer, vorzüglich weiter nordwärts. Man glaubt dann von Weitem einen schönen Hochwald zu sehen. Ich ward in dieser Täuschung erhalten, selbst als ich mich schon mitten im Dorfe befand. Ehe ich darüber in's Reine kam, traf es sich mehrmals, daß ich durch diese sonderbaren Wälder hindurch ging in dem Glauben, dahinter das mir genannte Dorf zu finden; und wenn ich nun, davon nichts gewahr werdend, auf's Neue fragte, erhielt ich zur Antwort: „Sie haben es so eben verlassen." Der Reisende kann sich hier nicht irren, er darf nur auf das erste Gehölz, das er erblickt, zugehen und kann gewiß sein, daß er darin ein oder mehre Gehöfte finden werde.

Nichts sonderbarer als die Anlagen der ländlichen Wohnungen in diesem Theile von Frankreich. Von der Seine bis zum Lande Brai, von Rouen bis Havre, sind alle Schlösser sowohl, wie Lusthäuser und Bauergüter, nach einem Muster angelegt. Sie liegen sämmtlich in einer bald größern, bald kleinern Umgebung, die hier Hof genannt wird, mit Aepfelbäumen bepflanzt und mit einem Graben umschlossen ist, hinter dem sich ein hoher breiter Erdwall erhebt, auf welchem drei bis vier Reihen großer Bäume, Buchen, Ulmen, Eichen ꝛc. von schönem Wuchse stehen. Diese Umgürtung schützt die Gebäude, Obst- und Küchengärten, selbst die Acker vor den heftigen Seestürmen. Dieser Vortheil ist in einem so hoch und nahe am Meere gelegenen Lande sehr erheblich und entschädigt vollkommen für den Verlust an schönen Aussichten, der daraus hervorgeht. Die große Anzahl solcher in einer weiten Ebene zerstreuten Gehölze gewährt einen wunderbaren Anblick. Jener Vortheil ist indessen nicht ihr einziger Nutzen. Dergleichen Pflanzungen haben einen sehr hohen Werth in einer Gegend, wo das Holz so theuer ist wie hier. Sie liefern dem Landgute das nöthige Brennholz; man verkauft auch wohl manchen schönen Baum daraus und endlich nimmt man aus ihnen gewöhnlich einen Theil des Heirathsgutes der Töchter. Bei ihrer Erhaltung verfährt man gartenmäßig; d. h. man fällt jedes Jahr nur einige der ältesten Stämme und trägt dafür Sorge, daß niemals eine Stelle gänzlich entblößt werde.

Digitized by Google

Die Höfe haben eine Fläche von 2 — 12, auch wohl noch mehr Hektaren; sie sind mit Aepfelbäumen bepflanzt, unter denen ein dichtes Gras wächst, das abgetödert wird. In den Wällen befinden sich einige Ausgänge, die mit Thoren verschlossen werden.

Die Gebäude sind nicht, wie anderwärts, in eins zusammengebaut; jedes ist von dem andern abgesondert und nimmt seinen eignen Raum in dem Hofe ein. Dieser bildet in der Regel ein längliches Viereck. Das Wohnhaus steht auf dem höchsten Theile desselben, daneben oder darum herum befindet sich der mit einer lebendigen Hecke umgebene Küchen- und Lustgarten, in welchem man, wie der zierliche Sprachgebrauch des Landes sich ausdrückt, einige Rosen zur Zierde, einige Aepfelbäume zu Cider und einige Birnen für gute Freunde gepflanzt hat. Die Pferde-, Schaf- und Rindviehställe, die Scheunen ꝛc. liegen zerstreut auf den anderen drei Seiten des Hofes.

Dieses Einzelliegen der Häuser hat seine Vortheile. Der erste ist die Sicherheit bei Feuersgefahr, in einer Gegend sehr wichtig, wo man weiter kein Wasser hat als das, welches der Regen gibt, und wo die meisten Gebäude mit Stroh gedeckt sind. Ein andrer und in den Augen des schönen Geschlechts der wichtigere Vortheil ist der, daß dadurch alles Schmuzige und Mißfällige, welches mit der Landwirthschaft verbunden ist, vom Wohnhause entfernt und durch die Bäume des Hofes sogar vor dem Blick verborgen gehalten wird. Auf der andern Seite ist aber nicht zu verkennen, daß dadurch der Beaufsichtigung der wichtigsten Zweige manche Schwierigkeit in den Weg gelegt wird, daß man ferner, um eine Schütte Stroh in den Kuh- oder Pferdestall zu holen, genöthigt ist, 400 — 500 Schritte danach zu laufen, und daß man das ausgedroschene Getreide eben so weit tragen muß, um es auf die über dem Wohnhause befindlichen Böden zu bringen. Diese Unbequemlichkeiten haben indessen wenig Gewicht im Verhältniß zu dem zweiten eben erwähnten Vortheile.

Zur Entschuldigung unserer von den Landwirthen unrechtmäßigerweise angeklagten Damen muß man freilich bekennen: die Landwirthschaft ist ein schmuziges Gewerbe, und was hilft ihr Nutzen, was der mächtige Einfluß, den ihr Wohl auf den Reichthum, die Macht und das Glück der Völker ausübt, wenn sie unsauber ist! Also ihr Herren Landwirthe, wenn ihr nicht die Gabe habt, die Misthaufen wohlriechend zu machen, oder die daraus abfließende Brühe in Rosenwasser zu verwandeln, und unserm Vieh die Regeln der Wohlanständigkeit und Reinlichkeit beizubringen, so bleibt das Geringste, was ihr den Damen bewilligen könnt, alle Gegenstände des Ekels zu ent-

Digitized by Google

fernen und vor ihren Augen zu verbergen, und unsere Gewerbsgenossen im Lande von Caux nachzuahmen, die es allein verstanden haben, das schöne Geschlecht der Landwirthschaft geneigt zu machen und sie seinen Launen, Ansichten und eigensinnigen Anforderungen zu unterwerfen. Nur dann könnt ihr auf seine Anerkennung Rechnung machen, nur dann werdet ihr aufhören, Parias zu sein, nur dann etwas in der Gesellschaft gelten. Doch Scherz bei Seite; ich kenne wirklich kein Land, wo die Landwirthschaft mit solcher Reinlichkeit, man könnte sagen, auf poetische Weise betrieben wird, wie in der Gegend von Caux. Keine schmuzigen, mit Misthaufen besetzten Höfe, keine kothigen Wege, keine unsaubern Zugänge sind zu finden. Das Wohnhaus steht auf einem grünen Rasenteppich, schmale Fußsteige, die man nur an dem niedergetretenen Grase erkennt, führen zu den verschiedenen Gebäuden mitten durch den blumigen Rasen und unter dem Schatten von Obstbäumen. Schöne Kühe weiden angepflöckt in diesem Hofe, junge Füllen umgaukeln ihre Mütter. Die Reinlichkeit, das wohlhäbige, zufriedene Ansehen der ländlichen Bevölkerung tragen endlich auch nicht wenig bei, dem Landbau in der Gegend von Caux einen Charakter zu verleihen, den man fast nirgends in Frankreich wiederfindet.

Ich kam den Abend spät in dem Flecken Freville an, nachdem ich mich mehrmals verirrt hatte, stets die Dörfer durchwandernd, die mir genannt worden waren.

Von Freville aus kam ich durch einen reizenden, an malerischen Schönheiten reichen Landstrich, der mehr den Vogesen als der Nieder-Seine anzugehören schien. Mehre tiefe Thäler folgen einander, von Bergen eingefaßt, deren jähe Abhänge und Gipfel mit Holz geschmückt sind, Wiesen ziehen sich in der Tiefe hin, Bäche durchschlängeln dieselben, aber nirgends sah ich diese wohl benutzt. Ueberhaupt hält man hier nicht viel auf die Wiesen, und sie werden nur wenig theuerer als das Ackerland bezahlt. Dieß spricht allerdings für eine gute Kultur; doch darf selbst die einsichtsvollste und vortheilhafteste Benutzung des pflugbaren Bodens uns keine Veranlassung zur Vernachlässigung derjenigen Umstände geben, welche eine Verbesserung des zu Grasland liegen gebliebenen Bodens erlauben.

Bei dem Heraustritt aus diesem Labyrinthe von Thälern verändert die Landschaft ihr Ansehen. Eine weite Hochebene breitet vor dem Blick sich aus, so weit das Auge reicht, einzig von dem Gehölze begränzt, worin das Dorf Touffreville liegt. Von den Rändern der Thäler wird man in einiger Entfernung nichts mehr gewahr, und so scheint dann die

Digitized by Google

Ebene nirgends unterbrochen. Dieser ganze schöne Landstrich bietet ähnliche Kontraste dar. Die anscheinend einförmige Hochebene, die ihn bildet, ist in verschiedener Richtung von Thälern durchschnitten, von denen man wegen ihrer geringen Breite und der gleichen Höhe ihrer Umgebungen nicht eher etwas sieht, als bis man ihnen ganz nahe ist. Diese Sonderbarkeit dürfte, nach meiner Ansicht zu ganz eigenen Aufschlüssen über die Bildung der Thäler führen.

Ich erreichte bald die Wohnung des Herrn Lemarié, bei dem ich die herzlichste Aufnahme fand. Ich verdanke diesem ausgezeichneten Landwirthe höchst interessante Nachweisungen über die Landwirthschaft im Lande Caux, besonders im Bezirke oder Arrondissement von Yvetot, zu dem das Dorf Touffreville gehört.

Der Ackerbau in diesem Theile des Departements der Nieder-Seine ist viel mehr vorgeschritten als in der Gegend von Rouen. Dieß ist großentheils dem Herrn Lemarié und seinem Vater zuzuschreiben, der sich ungeachtet seines hohen Alters, noch immer mit der Wirthschaft beschäftigt. Man verdankt ihm die Einführung der Merinos in diese Gegend, aus denen gegenwärtig die meisten Schafherden bestehen, die man aber anfangs, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, verwarf und dabei den kühnen Neuerer scharf tadelte.

Das Klima dieser Gegend, so wie des übrigen Theils des Departements, eignet sich nicht für den Weinstock. Diese Pflanze überschreitet nicht die Seine und selbst in dem Dep. der Eure, wo man sie noch in einigen Thälern hie und da anbaut, gibt sie nur ein mittelmäßiges Produkt. Das Klima der Normandie, wenn auch an sich mild und großer Winterkälte wenig unterworfen, ist, wie das der meisten am Meere liegenden Länder dieses Breitengrades, zu unregelmäßig, zu regnerisch und im Sommer zu wenig heiß für die Rebe; denn man weiß, daß diese Pflanze zu ihrem Gedeihen nicht sowohl ein im Ganzen gemäßigtes Klima, als vielmehr fortgesetzt schöne Tage und große Wärme im Sommer und Herbste verlangt. Deßhalb wird sie noch immer mit Erfolg längs des Rheines bis über Köln und längs der Elbe bis über Dresden hinaus, fast bis zum 52. Grade nördl. Breite mit Erfolg angebaut, während in der Bretagne sie schon nicht mehr unter dem 48. Grade gedeiht; dagegen überstehen hier die Meerkiefer, die Winterwicken, der Winterhafer, der Stechginster und die Rüben den Winter, der sie in jenen Gegenden meistens tödtet. Dieß beweis't, daß man sich nicht bloß nach den Angaben der mittleren Temperatur des ganzen Jahres in einer Gegend richten

Digitized by Google

darf, sondern auch die daselbst vorkommenden Wärme- und Kältegrade kennen muß, wenn man ihr Klima in landwirthschaftlicher Hinsicht richtig beurtheilen will.

Das Departement der Nieder-Seine, wie überhaupt die ganze Küste des Kanals, ist heftigen Ost- und Nordwinden sehr ausgesetzt, die im Sommer plötzlich die Temperatur herabstimmen und kalte Regengüsse herbeiführen. In der Regel ist der Regenfall sehr stark, oder gibt es doch nur wenig heitere Tage. Dieser Umstand, verbunden mit der Tiefe des fruchtbaren Bodens, erklärt den üppigen Wuchs des Grases und der Futterkräuter überhaupt, selbst auf nicht bewässerten Stellen und mag bis zu einem gewissen Punkte die geringe Anwendung entschuldigen, die man hier von der Bewässerung macht.

Die Wirthschaft des Herrn Lemarié hält etwas über 90 Acker oder 52 Hektaren Land, mit Inbegriff der 11 Acker, welche der Hof oder der Baumgarten, worin die Wirthschaftsgebäude liegen, einnimmt. Das Uebrige ist Ackerland ohne Wiesen. Diese Vertheilung des Grundeigenthums ist ziemlich allgemein; fast allemal macht der Hof mehr als den zehnten Theil des Ganzen, bisweilen sogar den vierten Theil aus. Wiesen findet man nur bei den Landgütern, die in den Thälern oder in deren Nähe liegen. Wenige Besitzungen im Lande haben einen größern Umfang; die meisten beschäftigen nur einen Pflug und es gibt sogar viele kleine Wirthschaften von 10 bis 30 Ackern, die keine eigne Anspannung haben, sondern die Feldarbeit entweder durch die größeren Grundbesitzer für Geld verrichten lassen oder sich zu zweien bis dreien vereinigen und ein gemeinschaftliches Gespann halten. Uebrigens kennt man, wie ich bereits erwähnt habe, nirgends im Lande die Zerstückelung und das Durcheinanderliegen der Grundstücke, wovon die zahlreichen Unbequemlichkeiten und traurigen Folgen Herr Bertier auf eine so auffällige Weise auseinander gesetzt hat.*)

Der Boden ist fortwährend von derselben Beschaffenheit, wie bei Rouen, nur scheint er etwas gebundener und fruchtbarer zu sein.

Von der Stellung der Gebäude habe ich bereits gesprochen. Die Materialien, deren man sich zu ihrer Aufführung bedient, sind Holz, Lehm, Bruch- und Backsteine. Letztere beiden werden ihres hohen Preises wegen fast nur zu Wohngebäuden angewendet, ausgenommen auf den großen Landgütern. Ein Schaf-

*) Der hier angezogene Aufsatz ist im Anhange auszugsweise mitgetheilt, weil er manches Interessante enthält.

ſtall für 100 Stück koſtet, maſſiv gemauert, 2000 — 2500 Franken und von Fachwerk nur halb ſo viel. Eine Scheune, die Herr Lemarié ſo eben von Bruch- und Backſteinen aufgeführt hatte und die groß genug iſt, um 25000 Garben à 25 Pfund ungefähr zu faſſen, hatte ihm 10000 Franken gekoſtet.

Stroh und Schiefer, beſonders erſteres, ſind weit gebräuchlicher zur Dachung als Ziegel. Ein Strohdach iſt indeſſen ſehr theuer im Verhältniß zum Schieferdach. Von letzterem koſtet die Quadrattoiſe 11 Franken; von jenem zwar nur 8 Fr., aber dafür iſt es von ungleich geringerer Dauer und häufigen Reparaturen unterworfen, die vielen Zufälligkeiten, denen es ausgeſetzt iſt, gar nicht einmal mit in Anſchlag gebracht. Wenn man, ungeachtet dieſer Unannehmlichkeiten, dennoch vorzugsweiſe von Strohdächern Gebrauch macht, geſchieht es deßhalb, weil auf allen verpachteten Landgütern der Pächter gehalten iſt, ſelbige anzufertigen und zu unterhalten, während die Schiefer- und Ziegeldächer dem Eigenthümer zur Laſt fallen.

Hier, wie in dem bisher durchwanderten Theile des Departements, ſind die meiſten Güter, große ſowohl, wie kleine, verpachtet; doch gibt es in hieſiger Gegend auch mehre wohlhabende Eigenthümer, die, wie Herr Lemarié, ihre Beſitzungen ſelbſt bewirthſchaften. Daſſelbe findet in den Arrondiſſements von Havre und Dieppe ſtatt. Die Pachte ſind immer nur auf neun Jahre abgeſchloſſen. In mehren befindet ſich, wie im Vexin, eine Klauſel, welche dem Pachter verbietet, tiefer als ſeine Vorgänger zu pflügen. Man gab mir als Veranlaſſung zu dieſer Klauſel an, daß die Pachter im letzten Pachtjahre gern tiefer als gewöhnlich zu ihrem Hafer pflügten und dadurch zwar von dieſer Frucht ſehr ſchöne Ernten erhielten, aber den Boden für die folgenden Jahre zum Weizen verdürben.

Der Hektar Ackerland, der im Durchſchnitt 20 — 25 Hektoliter Weizen gibt, wird bei Gütern mittlerer Größe für 70—80 Franken jährlich verpachtet und für 2500 — 3000 Fr. verkauft. Die Höfe und überhaupt alle mit Obſtbäumen bepflanzten Grundſtücke, ſo wie die Wieſen an den Ufern der Seine, gelten beinahe noch einmal ſo viel.

Das Betriebskapital beträgt bei Gütern von einem Pfluge, die 60 — 75 Acker enthalten, gewöhnlich 15000 — 18000 Franken. Man rechnet davon 2 — 3000 Fr. auf die Ackergeräthſchaften, 8000 — 10000 Fr. auf den Viehſtand und das Uebrige für Vorauslagen, Saatgetreide, Beſtellungskoſten ꝛc.

Das Nutzvieh beſteht hier aus Schafen, Kühen und theilweis auch Pferden.

Digitized by Google

Auf seinen 53 Hektaren hält Herr Lemarié 300 Schafe, 8—10 Mastkühe, drei Milchkühe, vier Arbeitspferde, eben so viel zu seinem und seiner Familie Gebrauch und zwei Füllen.

Dieß ist eins der stärksten Verhältnisse der Viehzucht zum Ackerlande, die mir bekannt worden sind; es übersteigt das, was man als vorschriftmäßig annimmt, nach welchem ein Stück Großvieh oder das Aquivalent dafür an kleinerem Vieh auf den Hektar Land kommen soll, ein Verhältniß, das leider fast nirgends in Frankreich angetroffen wird. Rechnet man, daß bei Herrn Lemarié wegen ihrer Größe und reichlichen Ernährung acht Schafe höchstens einer Kuh gleichzusetzen sind, und vier Pferde so viel Dünger geben, wie drei Kühe, so kommen hier 56—58 Stück Großvieh auf 52 Hektaren Land, unter denen die Fläche mit inbegriffen ist, welche von den Gebäuden, Anpflanzungen, Wegen und Gräben eingenommen wird und wenigstens zwei Hektaren beträgt. Dieses starke Verhältniß des Viehstandes zum Grund und Boden ist zwar nicht allgemein in dieser Gegend, man sucht sich jedoch demselben zu nähern, und schon lange haben die einsichtsvollen und thätigen Landwirthe des Ländchens Caux erkannt, daß die Viehzucht, die einzige dauerhafte Stütze des Ackerbaues, auch die wichtigste und sicherste Quelle ihrer Einnahmen sei. Die Landwirthschaft kann in Frankreich nur dann fröhlich gedeihen, wenn man überall, so weit es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, dieses ausgesprochene Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht herzustellen sich bemüht.

Es läßt sich dagegen nicht einwenden, daß der Mangel an Kapital die Pächter hindere, ihren Viehstand zu vermehren; denn nichts würde ihnen leichter sein, als ihre Geldmittel zu vergrößern; sie dürften nur ein minder großes, aber mit dem gehörigen Inventarium versehenes und deßhalb keinen Mangel an Dünger leidendes Gut übernehmen; ein solches würde ihnen eine weit größere Rente abwerfen als ein noch einmal so großes, aber in schlechtem Kulturzustande sich befindendes. Derselbe Fall tritt bei den kleinen Grundbesitzern ein. Diese würden ungleich mehr gewinnen, wenn sie nicht Feld auf Feld, Parzelle auf Parzelle, zusammenkauften so lange, bis ihnen keine Mittel mehr zu deren zweckmäßigem Anbau übrig bleiben, sondern sich mit ihrem schon früher besessenen kleinen Eigenthum begnügten und ihr Geld lieber auf den Ankauf von Vieh und dann auf die Verbesserung ihrer Grundstücke verwendeten.

Die Vermehrung des Viehstandes würde den kleinen Wirthschaften besonders ersprießlich sein; denn bei keinem Wirthschaftzweige hängt der Nutzen, den er abzuwerfen vermag, mehr von

der ihm gewidmeten Sorgfalt ab als bei der Viehzucht, und nirgends kann diese Sorgfalt in dem Maße angewendet werden wie in kleinen Wirthschaften. In Deutschland, in der Schweiz machen die Kuh, das Pferd und die Ziege des kleinen Landwirths einen Theil der Familie aus, oder sind vielmehr bevorzugte Mitglieder des Hauses. Man nimmt sie auf's Zärtlichste in Acht, liebkos't sie; nichts ist für sie zu gut, man scheut keine Mühe, um ihnen ein Lieblingsgericht zu bereiten, und diese guten Thiere sind dankbar dafür durch ihre Anhänglichkeit und noch mehr durch ihre Produkte. Ich glaube nicht, daß einer solchen Behandlung derselben bei diesen Leuten eine Berechnung zum Grunde liege; wäre aber dieß der Fall, so müßte man dieselbe als vortrefflich anerkennen, wie jede Berechnung, die den von Natur nicht zum Guten aufgelegten Menschen zu dessen Ausübung durch die Aussicht auf Gewinn veranlaßt; denn es ist nicht zu verkennen, daß die ewigen Vorschriften der Moral auch zugleich die Vorschriften sind, von denen Glück und Erfolg in jeder Sache abhängen.

Die Schafe sind in hiesiger Gegend von bedeutender Größe und fast sämmtlich mehr oder weniger veredelt. In den größeren Wirthschaften gibt es mitunter auch reine Merinos von ziemlicher Feinheit und großem Wollreichthum. Die Schafe werden im Sommer theils auf den Höhen, theils auf den Klee-, Wicken- und anderen Futterfeldern erhalten, im Winter mit Heu, Stroh, runden Körnern, (d. h. mit Erbsen, Wicken, Platterbsen) Oelkuchen und seit einiger Zeit auch mit Wurzelgewächsen gefüttert. Die Herden sind entweder bestehend, oder werden jedes Jahr gewechselt. Dabei finden verschiedenartige Spekulationen statt. Man kauft oder verkauft Lämmer oder im Fettansatz begriffene Thiere; man mästet entweder jedes Jahr die ganze Heerde, oder einen großen Theil derselben, oder nur die überzähligen Stücke. Das Mästen der Schafe ist in der Regel in hiesiger Gegend nicht sehr vortheilhaft; man zieht ihm daher das Mästen der Kühe vor. Ein guter wohlgemästeter Hammel vermehrt seinen Preis nach drei Monaten reichlicher Fütterung und großer Sorgfalt im Durchschnitt nur um den dritten Theil; eine Kuh, die bei dem Ankauf 150 Franken kostete, wird dagegen nach 80 — 90 Tagen einer guten Mastung mit 250 Fr. bezahlt. Zum Fettmachen beider Vieharten nimmt man im Winter geschrotenes Getreide, in Wasser aufgelös't e Oelkuchen und Heu von natürlichen oder künstlichen Wiesen. Man fängt auch an, von Möhren und Runkeln Gebrauch zu machen, deren Einführung in dieser Gegend vornehmlich Herrn Lemarié zu verdanken ist, der sich seit achtzehn

Digitized by Google

Jahren derselben mit Vortheil zur Mastung bedient. Im Sommer mästet man die Kühe, indem man sie auf den Grasländereien und vornehmlich den Futterfeldern anpflöckt, (tüdert). Die Hammel werden ebenfalls auf letzteren fett gemacht.

Die Pferde sind hier nicht, wie anderwärts, bloß Zugvieh, d. h. Thiere, die keine Rente geben und deßhalb so viel, als möglich vermindert werden sollten. Sie machen den Gegenstand wichtiger Spekulationen aus. Man zieht deren indessen nur sehr wenige im Lande auf und die alte unter den Normännischen Pferden vorzüglich geschätzte Race von Caux, von der noch immer die Rede ist, existirt eigentlich nicht mehr. Dieß ist Schade; denn diese Race, welche Kraft mit Leichtigkeit vereinigte, war eine der beßten zu Zug- und Postpferden. Jetzt kaufen die Landwirthe hiesiger Gegend in der Nieder-Normandie, in der Perche, in der Gegend von Boulogne, in Artois und in Flandern Füllen von $1\frac{1}{2}$ — 3 Jahren, gebrauchen sie vom dritten Jahre an zu mäßiger, immer steigender Arbeit, sorgen für eine reichliche und kräftige Nahrung derselben und behandeln sie mit viel Schonung und Milde. Diese frühe Arbeit schadet ihnen keineswegs, wie es anderwärts der Fall ist, sondern bewirkt vielmehr die Entwickelung ihrer Gestalt und ihrer Kräfte und verleiht ihnen eine auffallende Fülle und Schönheit des Gliederbaues. Pferde aus der Perche, die in ihrem Vaterlande kaum 4 Fuß 10 Zoll erreicht haben, würden, kommen, im Ländchen Caux aufgezogen, zu einer Höhe von fünf Fuß und darüber. Ihre Formen verändern sich auf gleiche Weise und in der Regel haben alle aus dem Lande Caux kommenden Pferde, sie mögen herstammen, aus welcher Gegend sie wollen, besondere Eigenthümlichkeiten, die eine Folge der ihnen gewidmeten Abwartung und Behandlung sind, sie überall gleich kenntlich machen und Vielen zu dem Glauben Veranlassung geben, die alte Race von Caux sei noch vorhanden. Nur die flanderischen Pferde verlieren ihre charakteristischen Eigenschaften oder vielmehr Fehler nicht und wenn sie gleich minder weichlich als in ihrem Vaterlande werden, so behalten sie doch immer ihre platten Füße und die unverhältnißmäßige Größe ihres Körpers im Vergleich zu ihren Gliedmaßen. Die besseren Landwirthe mögen sie deßhalb jetzt auch nicht mehr, wenn sie gleich wohlfeiler als andere Pferde sind. Es ist auch ganz gewiß, daß die Auferziehung von belgischen Pferden der Industrie der Landwirthe von Caux nur nachtheilig werden kann, da sie sich dadurch den Absatz verscherzen müssen, des Verlustes nicht einmal zu gedenken, den sie bei

Digitized by Google

diesen Thieren, welche weit mehr Krankheiten unterworfen sind als die französischen Pferde, zu befürchten haben.

Die Landwirthe behalten hier die Pferde bis zum fünften Jahre und verkaufen sie dann. Die meisten gehen nach Paris, wo sie zum Waarentransport oder zum Feldbau in der Umgegend benutzt werden, und nach Lyon, wo sie zum Schiffziehen auf der Rhone dienen. Die feineren Thiere werden auch als Kutschpferde verkauft. Die Märkte zu Fecamp, Fauville-en-Caux*) und anderen Orten begünstigen diesen Gewerbszweig; doch werden auch auf allen anderen Märkten von Bedeutung Geschäfte gemacht. Die Landwirthe kommen mit einem größeren Gespann, als sie nöthig haben, dahin; die Händler stellen sich ein und kaufen ihnen Pferde zum Zug ab.

Dieser Gewerbszweig ist unabhängig von Boden, Klima und Ortsverhältnissen. Sein Erfolg beruht einzig auf der Einsicht und der Sorgfalt der Landwirthe. Ueberall, wo man wie hier eine gute Fütterung und zweckmäßige sorgfältige Abwartung mit mäßiger und nach den Kräften sich mehrender Arbeit verbände, würde man gleiche Resultate erhalten. Mir scheint diese Erziehungsweise der Pferde die vortheilhafteste, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in technischer Hinsicht, d. h. nicht nur in Hinsicht auf den daraus hervorgehenden Reinertrag, sondern auch in Hinsicht auf die Güte der Pferde.

Die jungen Thiere haben Thätigkeit nöthig, sowohl zur Entwickelung ihres Körperbaues, als noch mehr zu der ihrer Kräfte; nun ist es ganz gleich, ob diese Thätigkeit im Springen auf der Weide, oder in mäßiger Zugarbeit besteht, letztere hat jedoch den Vorzug, daß sie ihre Tauglichkeit zum Gebrauch mehr befördert, weil viele von Natur faule junge Pferde sich nur wenig Bewegung machen, wenn sie sich selbst überlassen sind, und daher gewinnen, wenn sie dazu gezwungen werden. Nur der Mißbrauch schadet, besonders wenn damit eine kümmerliche Fütterung verbunden ist. Eine sanfte Behandlung, reichliche Nahrung und mäßige Arbeit in der Jugend bringt die härtesten, stärksten und dauerhaftesten Pferde hervor. Die Erfahrung beweis't dieß bei den Pferden von Caux, deren Aeußeres schon hinreichend diese Eigenschaften erkennen läßt. Es sind die muskulösesten Pferde, die ich bis jetzt gesehen habe.

*) Fecamp, ist eine Seestadt im Dep. der Nieder-Seine an der Ausmündung eines Flüßchens gleichen Namens, d. 49° 46′ n. Br. Sie hat gegen 8000 E. einen Hafen und bedeutende Fabriken von Segeltuch, wollenen Zeugen und Spitzen. Fauville-en-Caux, Marktflecken in demselben Dep. zwischen Yvetot und Fecamp, etwas nordwestlich von jenem gelegen, mit ungefähr 1200 E.

Digitized by Google

Uebrigens bringt dieser Gewerbszweig nicht mehr so viel wie vormals ein. Die Landwirthe haben dabei keinen Vortheil weiter, als daß sie ihre Zugarbeit kostenfrei beschaffen. Diese Umwandlung der Dinge ist zum Theil den höheren Preisen der jungen Thiere, in Folge der stärkeren Nachfrage nach ihnen, zum Theil der größeren Wohlfeilheit der bereits gemachten Pferde und der Theurung des Futters zu zuschreiben. In mehren Gegenden, die sonst Abnehmer der Landwirthe von Caux waren, fängt man jetzt auch an, sie nachzuahmen. Man wird nur nicht sogleich ihr Talent in der Behandlung der jungen Pferde erlangen. Mögen sie daher nur die Ernährungskosten ihres Zugviehs durch die Anwendung der Kartoffeln und Möhren zu vermindern suchen, und sie werden noch lange Zeit den Mitbewerb nicht zu scheuen brauchen, sondern die Vortheile genießen können, die ihnen vormals zu Theil wurden.

Herr Lemarié wendet den landüblichen Pflug nicht an; er hat einen Schwingpflug bei sich eingeführt und als geschickter Mechaniker einige Veränderungen damit vorgenommen, die seiner Lokalität angemessen waren. So hat er, um die mit seiner Führung verbundenen Schwierigkeiten zu vermeiden, (Schwierigkeiten, die sich besonders dann zeigen, wenn man ihn den Händen ungeschickter und verdrossener Arbeiter anvertrauen muß, zumal bei Pferden von ungleicher Kraft, wie sie in dieser Gegend häufig vorkommen) eine Art von Vordergestell daran angebracht, das ich nur bei ihm gesehen habe. Es besteht solches aus einem eisernen Rade von 2 Fuß Höhe, dessen Axe auf der einen Seite mit einer 2½ Fuß langen eisernen Schiene zusammenhängt, die an ihrem hintern Ende hakenförmig nach unten gebogen und in dem herabgehenden Theile dieser Biegung mit Löchern versehen ist. Diese Schiene ist schräg mit dem Pfluggrindel verbunden und bewegt sich in einem an dem Ende desselben angebrachten Zapfenloch auf und nieder, wie sich aus beifolgender Zeichnung ersehen läßt (Fig. 1. ist das Rad von der Seite, Fig. 2. das Ende des Grindels von oben). Durch einen Zapfen oder Stift, der durch jenes Loch gesteckt ist, wird die Schiene an den Grindel befestigt, ohne jedoch in ihrer Beweglichkeit nach oben und unten gehindert zu werden. Ein zweiter Stift, welcher auf gleiche Weise durch den Grindel und eines der Löcher der an ihrem Ende nach unten gebogenen Schiene geht und sich leicht herausnehmen und wieder hineinstecken läßt, macht es möglich, dem Rade, indem man die daran befindliche Schiene auf- oder niederrückt, eine höhere oder tiefere Stellung zu geben und dadurch die Tiefe, bis zu welcher der Pflug eindringen soll, zu bestimmen. Denn man

Digitized by Google

Fig. 1

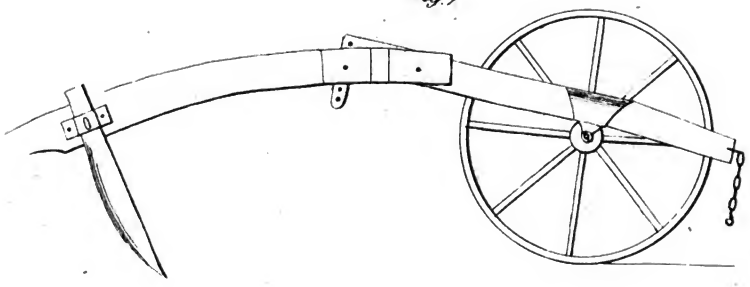


Fig. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

begreift leicht, daß das Ende des Grindels um so höher stehen muß, je kleiner der Winkel wird, den er mit der Schiene bildet, oder jemehr diese vorn nach dem Boden sich neigt, und daß in dieser Stellung der Pflug minder tief eindringen kann, daß er dagegen eine um so tiefere Furche machen muß, je mehr sich die Richtung der Schiene einer wagerechten Linie nähert.

Die Schiene geht, wie die Abbildung zeigt, einige Zoll über das Rad hinaus, und an ihrem äußersten Ende ist ein Regulator angebracht, durch den, wie bei anderen Schwingpflügen, die Breite der Furche bestimmt wird, je nach dem man die Wage mehr links oder rechts einhängt. Diese Vorrichtung ist das Eigenthümliche des beschriebenen Vordergestells, wodurch es sich hauptsächlich von der Stelze am belgischen Pfluge und von den kleinen Rädern, die man häufig an deren Stelle gesetzt hat, unterscheidet. Diese Räder sowohl, wie die Stelze, stehen in gar keiner Verbindung mit dem Punkte, wo die Zugthiere angespannt sind; denn dieser ist an den Pflügen dieser Art stets in gleicher Höhe angebracht. Da nun dieselben immer ein Streben, in den Boden einzudringen, haben müssen, entsteht daraus ein ungemein starker Druck des Grindels auf die Stelze ꝛc. und dieser auf den Boden, sobald man selbige verlängert, um seicht pflügen zu können. Man kann diesen Druck nur dadurch einigermaßen mäßigen, daß man die Zugstränge verkürzt. Man wendet dieses Mittel auch häufig in Belgien an; es ist aber doch immer nur unzuverlässig und wenig wirksam. Bei dem Vordergestell des Herrn Lemarié verschwinden diese Unbequemlichkeiten gänzlich; denn indem man das Rad höher oder niedriger stellt, erhöht oder vertieft man auch zugleich den Zugpunkt. Auf diese Weise vereinigt der Pflug des Herrn Lemarié alle Vorzüge eines Schwingpfluges mit denen eines Räderpfluges. Nur das finde ich an dieser Einrichtung auszusetzen, daß die Schiene, das Ende des Grindels und die beiden Zapfen oder Stifte, die Punkte, auf welche die ganze Zugkraft allein wirkt, bei ihr nothwendig viel leiden müssen. Doch versichert mir Herr Lemarié, daß ihm bei gehöriger Stärke dieser Theile noch nichts daran zerbrochen sei. Was die anderen Theile dieses Pfluges betrifft, so kommen sie ziemlich mit dem von Roville überein. Das Streichbret ähnelt dem an dem schottischen Pfluge des Herrn Morton, nur daß es nicht ganz convex wie dieses ist, sondern nach vorn eine kleine Vertiefung hat. Uebrigens scheint Herr Lemarié so wenig wie andere geschickte Landwirthe hinsichtlich der beßten Form des Streichbretes ganz mit sich im Reinen zu sein. Die zweckmäßigste Konstruktion dieses wichtigen Pflugtheils ist und bleibt schwierig.

Digitized by Google

Ungeachtet der Vorzüge dieses Pfluges hat er sich noch wenig in der Gegend verbreitet, so tief ist das Vorurtheil gegen neue Ackerwerkzeuge bei den gewöhnlichen Landwirthen eingewurzelt. Indessen verdient auch bemerkt zu werden, daß die Erfindungen und Verbesserungen aller Art, welche von Einzelnen ausgehen, gewöhnlich bei ihnen vergraben bleiben, sich wenigstens nur in einem sehr kleinen Umkreis verbreiten. Die Ursache davon liegt theils in dem Widerwillen, den die meisten Landwirthe gegen das Schreiben hegen, theils in der geringen Aufmerksamkeit, die man gewöhnlich den Unternehmungen einer einzelnen Wirthschaft schenkt. Um gute Verfahrungsarten und zweckmäßige Ackerwerkzeuge allgemeiner bekannt zu machen, bedarf man Musterwirthschaften, mit landwirthschaftlichen Lehranstalten vereinigt. Ich weiß, daß diese Ansicht von vielen einsichtvollen Agronomen nicht getheilt wird, weil sie, von einzelnen Thatsachen ausgehend und die Musterwirthschaften von einem beschränkten Gesichtspunkte aus betrachtend, von diesen eine ungünstige Meinung gefaßt haben. Es ist jedoch hier der Ort nicht, diese Angelegenheit ausführlich zu besprechen; ich will nur zwei Thatsachen anführen. Vor der Errichtung der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Möglin gab es in Deutschland eine Menge guter Landwirthe; eben so waren vor der gleichartigen Unternehmung zu Roville in Frankreich viele tüchtige und unterrichtete Männer zu finden, die sich mit dem Landbau befaßten. Indessen der Anstoß zu den Fortschritten in der Landwirthschaft, der allgemeine Aufschwung dieses Gewerbes datirt sich in beiden Ländern erst von den genannten Unternehmungen.*)

*) Der Herr Verf. sagt hier in mehrfacher Hinsicht ein sehr gutes und sehr wahres Wort; doch möchte sich der große Anstoß, der von Thaeren ausging, der große Aufschwung, den das landwirthschaftliche Gewerbe nach seinem Auftreten als dessen Lehrer unverkennbar in Deutschland nahm, nicht erst von der Errichtung seiner Lehranstalt in Möglin her datiren lassen, sondern schon von der Erscheinung seiner englischen Landwirthschaft und seiner Wirksamkeit in Celle an zu rechnen sein. Wer ein Zeuge von der wahrhaft elektrischen Wirkung, die jenes klassische Werk in den der Landwirthschaft zugeneigten Geistern hervorbrachte, war, wer dasselbe wirklich mit Aufmerksamkeit studirte und dann mit unparteiischem Auge die Fortschritte beobachtete, die seitdem in allen Zweigen und nach allen Seiten hin die Wissenschaft der Landwirthschaft in Deutschland gemacht hat, der muß entweder mit Blindheit geschlagen, oder von Neid, Mißgunst und Eigendünkel im höchsten Grade besessen sein, wenn er Thaeren dann noch, wie es leider geschehen, der Anglonomie beschuldigen und von ihm behaupten kann, er habe durch selbige dem deutschen Landbau geschadet. Er konnte und mußte sich in vielen Dingen irren; denn sonst wäre

Die kleine vortreffliche Säemaschine, deren sich Herr Lemarié zur Aussaat der Möhren und anderer in Reihen zu kultivirender Gewächse bedient, spricht ebenfalls für meine oben aufgestellte Meinung. Ob sie gleich schon seit zwanzig Jahren

---

er nicht Mensch gewesen; aber selbst in seinen Irrthümern spricht sich sein scharfer Blick, sein redliches Streben und sein Eindringen in die Sache aus. Was Göthe von Schillern sagt, daß er, selbst wenn er sich nur die Nägel beschnitten habe, größer gewesen sei als die meisten der neueren Tragödienschreiber, kann man in der That recht gut auch auf Thaern im Verhältniß zu manchen landwirthschaftlichen Schriftstellern der jetzigen Zeit anwenden, die sich über ihn erheben. Es erregt immer ein recht trauriges Gefühl, wenn man sieht, wie häufig die jüngere Generation vergißt, was sie großen Vorgängern und älteren Mitlebenden schuldig geworden, da doch oft von dem, womit sie sich brüstet, nicht viel übrig bleiben würde, wenn man jenes abstreifte. Was der Verf. über Musterwirthschaften und deren falsche Beurtheilung sagt, möchte eine nähere Betrachtung verdienen. Hier jedoch nur einige Worte. Oft verwechselt man Musterwirthschaften mit Versuchswirthschaften, die doch beide eine ganz verschiedene Tendenz haben. Jene dürfen sich, ihrer Bestimmung völlig getreu, gar nicht mit Versuchen befassen, und diese können ihrem Zwecke vortrefflich entsprechen, ohne im Ganzen als musterhaft zu erscheinen. Ist indessen eine Musterwirthschaft in dem Sinne, wie es der Verf. meint, mit einer landwirthschaftlichen Lehranstalt verbunden, wo sie nur in der Anlage musterhaft zu sein braucht, im Einzelnen aber viel Tadelhaftes enthalten kann und selbst Gelegenheit zu Versuchen darbieten muß, so wird gewiß kein Verständiger ihre allgemeine Nutzbarkeit bestreiten, und das Mißlungene keine falsche Deutung erfahren, weil sich immer die nothwendige Erklärung, warum es so gekommen, bereit findet. Anders verhält es sich aber mit den sogenannten Bauernmusterwirthschaften, deren Errichtung man vielfältig empfohlen hat, deren Nutzen aber von Vielen bestritten wird und auch selbst bei unserm Verf. keine lebhafte Vertheidigung finden dürfte. Solche Wirthschaften kosten ungemein viel, weil sie in großer Menge, wegen der sehr von einander abweichenden Ortsverhältnisse, vorhanden sein und ganz tadellos geführt werden müßten, wenn sie etwas leisten sollen, und doch würde letzteres selbst bei der größten Anstrengung nicht immer zu erreichen sein, weil es unmöglich ist, so viel tüchtige Direktoren derselben aufzutreiben. Jede Sache, die mit dem Prädikat „musterhaft" hingestellt wird und dadurch die Blicke der Leute auf sich zieht, wird mit doppelt bewaffnetem kritischen Auge betrachtet, und jeder daran wahrgenommene Fehler streng gerügt; der Bauer, der sich solche Wirthschaften zum Muster nehmen soll, faßt einen Widerwillen dagegen, weil er gern seinem freien Willen folgt, und läßt sich durch das zufällig Mißlungene, das gar nicht ausbleiben kann, viel eher abschrecken, als durch das Gelungene zur Nachahmung anregen. Für ihn sind die besten Musterwirthschaften die, welche von wohl unterrichteten Landwirthen ganz auf eigne Rechnung, bloß mit der Absicht, ein gutes Einkommen sich zu erwerben, aber ganz ohne Ansprüche auf Mu-

Digitized by Google

in Toufreville angewendet wird, fängt man doch erst jetzt an, sie in anderen größeren Wirthschaften einzuführen. Diese Säemaschine hat Löffel und ist englischen Ursprungs. Herr Lemarié baute sie nämlich nach sehr unvollkommenen Angaben die er von einem jungen Menschen über eine ähnliche Maschine erhielt, die derselbe in England arbeiten gesehen hatte. Ich enthalte mich einer näheren Beschreibung derselben, weil ich keine Zeichnung davon an Ort und Stelle genommen habe und mich daher in Einzelheiten irren könnte. Uebrigens schien sie mir auch, trotz ihrer sinnreichen Einrichtung, der in Roville gebräuchlichen Säemaschine nachzustehen. Doch da ich nicht damit arbeiten sah, so kann ich nur ein unvollkommnes Urtheil fällen.

Unter den bemerkenswerthen Maschinen, die sich in der Wirthschaft des Herrn Lemarié befinden, muß ich noch seiner Dreschmaschine gedenken. Es ist dieß gewiß eine der ersten, die in Frankreich aufgestellt wurden, denn sie ist schon seit dem Jahre 1821 im Gange. Sie wurde zuerst von ihrem Besitzer nach Schwedischer Art gebaut, so daß sie nur ausdrasch, ohne die Körner vom Stroh zu trennen. Einige Zeit nachher brachte jedoch Herr Lemarié mehre Abänderungen daran an, um sie der schottischen gleichwirkend zu machen, so daß sie nunmehr drischt, das Stroh aufschüttelt und auf die Seite räumt und das Getreide reinigt. Diese Maschine hat nicht das Schicksal des Pfluges und der Säemaschine gehabt; sondern sich ungemein schnell in der ganzen Umgegend verbreitet, so daß man jetzt fast nicht eine Gemeide in den Arrondissements von Yvetot, Havre und selbst Dieppe findet, die nicht wenigstens eine Dreschmaschine besitzt. Dieß ist jedoch leicht erklärlich. Diese Art zu dreschen ist für alle die Landwirthe, die noch keine Idee davon haben, so auffallend, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wenn sich nun in der Gegend viele reiche Landwirthe befinden, wenn sich überdieß die Unannehmlichkeiten des Handdreschens, z. B. die Schwierigkeit Drescher zu bekommen und sie am Stehlen zu hindern, der hohe Arbeitspreis ꝛc., sehr fühlbar machen, dann

---

sterhaftigkeit, errichtet werden. Entdeckt hier der Bauer etwas Gutes, so ahmt er es gern nach, ohne das zu beachten, was darin etwa mißlang; denn er nimmt gern das Bessere auf und ist scharfsinnig genug, es bald aufzufinden; es darf ihm aber nicht aufgedrungen werden. Man sorge nur also dafür, daß recht viele Landwirthe entstehen, die Musterwirthschaften der letztern Art zu errichten im Stande sind, und dazu können Lehranstalten, wie die zu Möglin, Roville und andern Orten, allerdings viel beitragen. —

Digitized by Google

muß die Einführung von Dreschmaschinen rasch vor sich gehen, wie es denn auch im Departement der Nieder-Seine geschehen ist. Alle, die daselbst zu finden, sind nach der des Herrn Lemarié gebaut. Diese drischt stündlich im Durchschnitt 30—40 Garben zu 25 Pfunden. Zwei Pferde setzen sie in Bewegung; eine Frau oder ein Knabe legen das Getreide vor, ein Mann bindet das herauskommende Stroh zusammen und ein anderer Knabe hat auf die Pferde Acht. Die Kosten einer solchen Maschine betragen 1000—1200 Franken.

Bei einem so ergibigen und kraftvoll betriebenen Ackerbau, wie der im Lande Caux, müssen natürlich die Pflugarbeiten sehr vervielfältigt werden, wie es sich denn auch hier zeigt. Kaum ist die Ernte vom Felde, so werden auch Pflug und Egge unaufhörlich in Thätigkeit gesetzt. Nur auf den Gütern mit Schafhaltung bleibt bisweilen ein Theil der Stoppeln bis zum nächsten Frühjahr stehen, um als Weide zu dienen; doch ziehen es gegenwärtig auch in diesem Falle mehre Landwirthe vor, die Stoppeln sogleich umzubrechen, wie es in den Kuhwirthschaften geschieht, und irgend ein Futterkraut, wie Wicken, Roggen, Raps ꝛc., hineinzusäen, das sie noch vor dem Winter oder im Frühjahre abfressen lassen. Sie vermeiden auf diese Weise das Verrasen des Bodens, das eine wahre Plage des hiesigen Ackerbaues ist. Kaum ist die Ernte vom Felde, so überzieht sich auch dasselbe mit einem dichten Filz von Pflanzen, die überdieß noch unglücklicherweise von schlechter Beschaffenheit sind und vom Vieh verschmähet werden. Dieser Eigenthümlichkeit des Bodens hat man wahrscheinlich das allgemein befolgte Verfahren zuzuschreiben, nach welchem alle zur Frühjahrssaat bestimmte Aecker noch vor dem Winter oder während desselben nicht nur gepflügt, sondern auch geeggt werden; der Frost hat auf solche Aecker keinen Einfluß, im Gegentheil werden sie durch den Regen sehr fest geschlagen, je mehr sie zumal im Herbste geeggt wurden. Allein dadurch wird das Berasen des Bodens am sichersten vermieden, das selbst während des Winters stattfindet, weil derselbe in der Normandie gewöhnlich mild und regenreich ist. Das Umbrechen der Stoppeln geschieht im Herbst ganz flach.

Die Eggen, deren man sich in dieser Gegend bedient, haben die Form eines Trapeziums und werden in der Mitte ihrer schmalen Seite angespannt. Dadurch wird bewirkt, daß sich die Zinken nicht einander folgen, sondern jeder seine eigne Bahn beschreibt. Die meisten dieser Eggen werden, obgleich die Zinken von Eisen sind, von einem Pferde gezogen. Wie man es in mehren Ge-

genden von Deutschland, bei Dresden, im Magdeburg'schen ꝛc., sieht, leitet hier oft ein Mensch vier Eggen. Man kehrt dabei immer links (wüste) ein.

Die Brache erhält 3 — 4 Pflugarten, die erste im Winter, die zweite im Mai, die dritte im Juni oder Juli, die letzte einige Zeit vor der Saat. Nach jeder Furche wird ein- oder zweimal geeggt.*)

Herr Lemarié bedient sich häufig der Walze; in der ganzen Gegend hat man aber dieses Werkzeug nicht, obgleich das Walzen oft stattfindet und hier von großem Nutzen zu sein scheint. Man ersetzt aber die Walze durch ein sehr sonderbares Mittel, das ich sonst nirgends in Anwendung gesehen habe. Um meine Erklärung desselben zu verstehen, muß man wissen, daß man sich im Lande Caux nur vierrädriger Wagen und Karren mit sehr breiten Felgen bedient. Diese Wagen und Karren, besonders letztere, sind es nun, die man statt der Walzen gebraucht. Um mit ihnen eine größere Fläche auf einmal zu beschicken, stellt man den Vorderwagen so, daß die Räder des Hinterwagens nicht derselben Spur folgen, sondern eine für sich beschreiben, und um die Wirkung dieser sonderbaren Walze zu vermehren, beschwert man sie noch mit Steinen. Ihre Wirkung ist natürlich sehr kräftig, in manchen Fällen vielleicht allzukräftig und jedenfalls sehr kostbar. Allein die Gewohnheit, dieses tyrannische und oft eigensinnige Gesetz, will nun einmal hier den Karren als Walze; dieß ist doch immer noch besser als wenn es die Walze zum Transportmittel erheischte.

Der Gebrauch der Wagen mit vier Rädern im Lande Caux ist überraschend, da selbiges rund von Gegenden umgeben ist, wo man nur zweirädrige sieht. Man weiß, daß die allgemeine Meinung dahin geht, die zweirädrigen erfordern eine geringere Zugkraft als die mit vier Rädern. Viele gute Landwirthe des Landes Caux gestehen zwar diese Thatsache zu, meinen aber dennoch, dieser Vorzug werde durch mehre Umstände oft so geschwächt, daß er in sehr vielen Fällen als ein bloßes Trugbild erscheine: so bergab und bergauf, wo das Pferd

*) Die Bewohner des Landes Caux behandlen demnach ihren Bracheacker sehr zweckmäßig und den Grundsätzen eines wissenschaftlichen Landwirthschaftsbetriebes angemessen. Das Land bleibt von einer Furche zur andern eine hinlängliche Zeit liegen um sich gehörig setzen und gahr werden zu können, das Eggen wird zur gehörigen Zeit vorgenommen und die Saat folgt nicht unmittelbar auf die letzte Furche. Möchten sich doch manche andere Gegenden ein Beispiel daran nehmen!

Digitized by Google

von der Last bald niedergedrückt, bald in die Höhe gehoben werde und deßhalb nicht im Stande sei, seine ganze Kraft zu entwickeln; eben so auf steinigen, unebenen Wegen, wo die Schläge der Gabel dasselbe ungemein beunruhigen und hin- und herwerfen. Diese Unbequemlichkeiten zeigen sich in noch verstärktem Maße, wenn mehre Pferde eingespannt werden. Hier hat das Gabelpferd, welches das stärkste des ganzen Gespann's sein und seine ganze Kraft fast bloß der Erhaltung des Gleichgewichts widmen muß, nicht nur eine ungeheure Last zu tragen, sondern es tritt auch nicht selten der Fall ein, daß die Vorderpferde nicht in derselben Richtung wie das hintere ziehen und dadurch auf beiden Seiten ein Theil der Kraft verloren geht. Dazu kommen endlich noch zwei allgemein anerkannte Nachtheile dieser Anspannungsweise, nämlich die schnelle Abnutzung des Gabelpferdes, das immer ein sehr theures Thier ist, und die Schwierigkeit des Aufladens; schon diese beiden Ursachen sind nach der Meinung der hiesigen Landwirthe hinreichend, die zweirädrigen Wagen bei dem Landbau verwerflich zu machen. Im ganzen Lande Caux pflügt man die Felder in ebene, 20 — 30 und mehr Fuß breite Beete. Die Wasserfurchen werden sorgfältig gereinigt, und man ist überhaupt sehr für die Ableitung des Wassers besorgt.

Die zahlreiche Viehhaltung in hiesiger Gegend und die große Menge des geernteten Strohs, das fast nur zur Streu benutzt wird, machen es möglich, sehr stark zu düngen, und man läßt es auch daran nicht fehlen. Der Boden erhält alle 3 Jahre eine starke Düngung von 600 — 800 Centnern auf 1 Hektar, oder von 12 — 15 vierspännigen Fudern auf den Acker von 57 Aren (fast ganz genau ein sächs. Acker). Der Dünger, dieser Grundpfeiler des Ackerbau's, wird hier nach seinem wahren Werthe geschätzt. Man sieht ihn nicht wie in mehren östlichen Theilen von Frankreich, zur Schande und zum Verderb der Landwirthe, an den Rändern der Wege, Gräben und Bäche aufgehäuft in der Art, daß der beßte Theil desselben verloren geht. Hier befindet sich die Miststätte in der Nähe der Ställe, d. h. auf dem Hofe. Sie ist ein wenig ausgehöhlt, um einen Theil des Pfuhles zu sammeln; der auf diese Weise unten naß liegende Dünger erhält sich beständig durch und durch etwas feucht, weil vermöge der Capillarität die Feuchtigkeit nach oben steigt; er setzt sich zusammen, kann sich nicht stark erwärmen, verliert daher wenig durch Verdünstung und wird nicht modrig. Der Pfuhl, welchen die Grube nicht fassen kann, fließt in den mit Bäumen bepflanzten Hof und düngt nicht nur diesen, sondern auch den darunter befindlichen Rasen.

Digitized by Google

Es wäre freilich besser, wenn man ihn in eigenen Behältern sammelte und in Fässern ausführte, theils um den Hof gleichmäßig damit zu düngen, theils um auch den Feldern etwas davon zukommen zu lassen; man muß indessen schon sehr zufrieden sein, daß dieses köstliche Dungmittel hier wenigstens einigermaßen benutzt wird, nicht ganz verloren geht, nicht die Bäche und Flüsse ganz verunreinigt, keine Pfützen mitten im Dorfe bildet und die Wege nicht verderbt. Es gibt in Frankreich noch viele Gegenden, wo es nur Schaden bringt. Diese einzige Thatsache beweis't, dünkt mich, den glänzenden Zustand unsers Ackerbaues zur Genüge. Man düngt hier theils zu Weizen, theils zu Raps und Wurzelgewächsen, bisweilen auch zu Wicken und andern Futterkräutern. In dem Verhältniß, wie sich die Kultur und die Felder verbessern, wendet man den Dünger weniger zu Getreide, desto mehr zu anderen Gewächsen an.

Das Mergeln ist schon seit langen Zeiten und allgemein im Lande Caux im Gebrauch; dasselbe ist unumgänglich nöthig, um die Tragbarkeit des Bodens zu bewahren. Hier kann man sich auf eine überraschende Weise von der Richtigkeit des Unterschiedes überzeugen, den die deutschen Schriftsteller zwischen Fruchtbarkeit und Reichthum*) des Bodens gemacht haben. Es ist vergeblich, den Mergel durch starke Düngungen und wiederholte Bearbeitung ersetzen zu wollen. Der Dünger verliert in einem Boden, welcher das Mergeln erfordert, seine Wirksamkeit; das Getreide wächst nur in's Stroh und alle Gewächse werden gewöhnlich von Unkräutern erstickt, die so schlechter Natur sind, daß sie das Vieh verschmäht. Unter diesen Unkräutern bemerkt man vorzüglich eine Grasart, die sich bis zu fünf Fuß Höhe und darüber erhebt und das wahre Schrecken der Landwirthe ist, weil sie sich mit ungeheurer Schnelligkeit des Bodens bemächtigt und überaus schwer zu vertilgen ist. Man konnte mir den botanischen Namen desselben nicht angeben; nach den Wurzeln jedoch, die man mir davon zeigte, vermuthe ich, daß es der Paternosterhafer (avoine à chapelet,

*) Unter Reichthum des Bodens hat man nach den hier gemeinten Schriftstellern bekanntlich zu verstehen die in demselben angehäufte Menge von Humus, er mag nun schon zur Pflanzennahrung vorbereitet sein oder nicht; dazu gehören auch die noch unzersetzten sichtbaren organischen Ueberreste, aus denen sich erst Humus bildet. Unter Fruchtbarkeit versteht man dagegen den zur Pflanzennahrung völlig vorbereiteten, auflöslich gewordenen Humus. Ein Boden kann demnach reich und doch, für den Augenblick wenigstens, nicht fruchtbar sein.

Digitized by Google

Avena precatoria) sei.*) Eine Mergelung beseitigt auf einmal alle diese Uebelstände. Der Boden erhält dadurch seine Thätigkeit wieder; die Halmfrüchte setzen wieder mehr Körner an, alle Gewächse, besonders die Leguminosen, gedeihen wieder besser, und der natürliche Pflanzenwuchs wird nicht nur schwächer, sondern erhält auch eine ganz andere Beschaffenheit; Klee und Lotusarten treten an die Stelle der lästigen Unkräuter; endlich verliert auch noch der Boden dadurch an Bindung und läßt sich nun leichter bearbeiten.

Glücklicherweise ruht das ganze Ländchen Caux auf einem unermeßlichen Mergellager; aber dieser Mergel befindet sich hier fast überall in einer noch größern Tiefe als im Vexin und im Departement der Eure; selten anders als 80—100 Fuß unter der Oberfläche; dessen ungeachtet ist das Mergeln keine besonders kostbare Operation. Der einmal angelegte Schacht dient zur Mergelung sämmtlicher Grundstücke eines Gutes; der Mergel, den man eine wahre Kreide nennen kann, ist ferner so wirksam, daß schon eine geringe Menge von ihm hinreicht, und endlich sind auch die Arbeiter sehr geschickt in dem Ausgraben desselben. Sie fördern in kurzer Zeit eine große Masse zu Tage und begnügen sich daher mit einem geringen Lohne für eine be-

*) Diese perennirende Grasart, welche bei den Botanikern auch unter den Namen Arrhenaterum avenaceum var. nodosum, Holcus bulbosus, Avena bulbosa, zwiebeltragendes Honiggras, Knollhafer vorkommt, unterscheiden einige als eine bestimmt verschiedene Art, andere dagegen betrachten sie nur als eine Varietät des allbekannten französischen Raygrases, Avena elatior oder Holcus avenaceus, und legen ihr daher auch denselben botanischen Namen bei, weil sie mit selbigem übrigens in allen Dingen übereinkommt, sich nur durch ihre knolligen Wurzeln, ihre behaarten Knoten und ihre am untern Theile behaarten Blattscheiden davon unterscheidet und diese Dinge von mehren nicht als wichtig genug angesehen werden, um zur Bildung einer eignen Art Veranlassung zu geben; andere hegen in dieser Hinsicht wieder eine andere Meinung. Bei uns in Deutschland wächst diese Grasart zwar auch wild, sie erscheint aber, so viel dem Schreiber dieses bekannt, daselbst nirgends als lästiges Feldunkraut; in Frankreich mag dieses jedoch anders sein; es wird vielfältig darüber geklagt, besonders auch deßhalb, weil sie die Mäuse, die überaus lüstern nach ihren ausdauernden knolligen Wurzeln sein sollen, in das Feld lockt. Man soll sie fast nur durch Schweine und Schafe vertilgen können, die, nachdem frisch gepflügt worden, diese Wurzeln ebenfalls mit Begierde aufsuchen. Auffallend ist es, daß dieses Gras, wie aus des Verf. Erzählung hervorzugehen scheint, vom Vieh nicht gern gefressen wird, da es doch sonst als eins der besseren Futtergräser gilt; freilich nur im jüngern Zustande, denn ist es alt geworden, so wird das franz. Raygras allerdings nie vom Vieh geliebt.

Digitized by Google

stimmte Quantität. Die ganze Arbeit, das Graben des Schachtes sowohl, wie das Herausschaffen des Mergels geschieht nämlich im Accord; für jenes zahlt man vom Lachter (brasse=6 Fuß) 3 Franken. Wenn die Tiefe des Schachtes nicht 100 Fuß übersteigt, kosten bis an seinen Rand 1000 Hektoliter (1 Hektoliter = 15 Dresd. Metzen) Mergel 50 Franken. Für diesen Lohn müssen ihn die Arbeiter auch aufladen und auf dem Felde ausstreuen. Da man nun auf 1 Hektar nicht mehr als 180—200 Hektoliter braucht, so reicht genannte Summe für 5 — 6 Hektaren hin.

Die Wirkung des Mergels zeigt sich am auffallendsten nach Verlauf von 1 — 2 Jahren und dauert ungefähr 25 — 30 Jahre. Sind diese verflossen, dann muß die Mergelung wiederholt werden, wenn man nicht die oben angegebenen Nachtheile empfinden will. Die dringende Nothwendigkeit einer solchen Wiederholung beweis't, daß dem Boden, der etwas Zähigkeit besitzt und in einem feuchten Klima liegt, einige Kalktheile nöthig sind, wenn er nicht eine gewisse Säure annehmen soll, die selbst das Ammonium des Düngers nicht neutralisiren kann. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die geringe Wirksamkeit des Mistes in dieser Hinsicht hauptsächlich von der Gewohnheit, denselben nur einmal im Jahre auszufahren, herrührt; denn er hat dann bei seiner Verwendung schon durch Gährung und Verdünstung einen großen Theil seines Ammoniums verloren. Man würde auf solchem Boden gewiß doppelten Vortheil von ihm haben, wenn man ihn so frisch wie möglich aufbrächte.*)

*) Diese Angabe über die außerordentliche Wirkung des Mergelns in der Landschaft Caux, so wie über die daselbst stattfindende und durch die Nothwendigkeit gebotene Wiederholung desselben ist gewiß höchst interessant. Wir haben nun also ein bestimmtes Beispiel, wo eine solche Wiederholung, die nach Lengerke und Mehren sich weder in Mecklenburg noch Holstein vortheilhaft zeigte, (s. Universalblatt der Land- und Hauswirthschaft B. 9. S. 83.) nöthig und üblich ist, und finden darin eine Bestätigung dessen, was Schwerz über eine solche in Westphalen (Jülich) sagt; eine Bestätigung, die a. a. O. S. 18. ꝛc. gewünscht wird. Die Umstände, wodurch in einigen Gegenden Westphalens, wie in der Landschaft Caux eine Wiederholung des Mergelns bedingt wird, dürften ziemlich mit einander übereinstimmen und scheinen von dem Verf. ganz richtig erklärt zu sein. Glücklich mag sich das Land preisen, wo die Natur so freigebig das Mittel zur Bodenverbesserung spendete; Schreiber dieses ist indessen vollkommen überzeugt, daß es unter Umständen, wie die vorliegenden, ganz zu ersetzen sei, wenn man von dem Mist in der vom Verf. angegebenen Weise Gebrauch macht und von Zeit zu Zeit eine Düngung mit gebranntem Kalk, die hier angezeigt ist, anwenden kann.

Digitized by Google

Das gewöhnliche Wirthschaftssystem in dieser Gegend ist die Dreifelderwirthschaft. Das Winterfeld trägt meistens Weizen, nur etwas weniges Roggen zu Strohbändern. Das Sommerfeld wird in der Regel nur zur Hälfte mit Hafer bestellt. Man glaubt, daß diese Pflanze nur alle sechs Jahre auf dieselbe Stelle kommen dürfe, wenn man den Boden nicht erschöpfen und kein schlechtes Erzeugniß bekommen will. Diese Erscheinung befremdet im Lande Caux nicht. Man hat sie auch in mehren anderen Gegenden, wo man regelmäßig mergelt, beobachtet. Es scheint, als wenn der Hafer, der nach einer Mergelung gewöhnlich sehr vorzüglich geräth, durch die in den Boden gebrachten Kalktheile die Fähigkeit erhalte, sich einen großen Theil der darin befindlichen fruchtbar machenden Stoffe anzueignen und besonders den Mergel zu konsumiren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man durch öfteres Aufbringen dieser Substanz auch eine öftere Wiederkehr des Hafers möglich machen könnte.

Dieser Umstand schadet indessen dem Ackerbau im Lande Caux keineswegs, er führt vielmehr eine sehr vortheilhafte Abänderung des Dreifeldersystems herbei, indem dadurch die Landwirthe gezwungen werden, nur auf dem sechsten Theile ihrer Felder zwei Halmfrüchte auf einander folgen zu lassen. Der Boden gewinnt dadurch an Reinlichkeit und Fruchtbarkeit. Die Fruchtfolge selbst an Abwechselung. In den übrigen Theil des Sommerfeldes bringt man nämlich zum Theil Raps, der nach dem Weizen gepflanzt wird; häufiger jedoch Winter- oder Sommerwicken und Erbsen, auch Inkarnatklee, den man in die Weizenstoppeln säet und entweder von den Schafen im Herbst und Frühling abweiden läßt oder im Mai mit den Kühen abfüttert. Nach dem Inkarnatklee stürzt man das Feld um und besäet es mit Erbsen, Wicken oder einem Gemenge, das man grün zu Viehfutter abmähet, auch wohl mit etwas Lein. Erbsen und Wicken geben im Durchschnitt 800 Büschel à 15 Pfund vom Hektar.

Das Brachfeld trägt zur Hälfte Klee, welcher unter den Hafer gesäet wird. Ich weiß nicht, ob eine blinde Gewohnheit oder der Wunsch, den Klee nach zwei Halmfrüchten folgen zu lassen, die Landwirthe hiesiger Gegend veranlaßt, ihren Klee unter den Hafer zu säen, da sie doch nicht, wie andere Dreifelderwirthe, die ihr ganzes Sommerfeld mit Cerealien bestellt haben, dazu gezwungen sind. Ihr Klee ist zwar in der Regel sehr schön und gibt nicht nur einen Schnitt, der wenigstens eben so viel, wie obengenannte Futtergewächse, an Futter liefert, sondern alsdann auch noch einen reichlichen

Digitized by Google

Nachwuchs, der abgetödtet wird; er würde aber doch noch besser gerathen, wenn man ihn unter den Weizen säete. Man könnte dann allerdings nicht wieder Weizen darauf folgen lassen, aber an dessen Stelle Raps nehmen, der, nach Klee gepflanzt, überaus gut gedeiht und ein noch besserer Vorgänger für den Weizen ist als der Klee selbst.

Der übrige Theil des Brachfeldes wird mit Lein, hauptsächlich aber mit Raps bestellt, den man nach den im Sommerfelde stehenden Erbsen und Wicken pflanzt. Das Wenige, was reine Brache bleibt, dient zur Pflanzschule für den Raps. Wie in Flandern bemerkt man auch hier, daß der Boden, wenn auch stark gedüngt, durch eine solche Pflanzschule sehr erschöpft wird. Der darauf folgende Weizen gibt nur 200 — 300 Garben vom Acker, da doch sonst der gewöhnliche Ertrag von dieser Fläche 300 — 400 Garben ist. Bedenkt man überdieß, daß 1 Acker Pflanzschule höchstens zum Bepflanzen von drei Ackern hinreicht, und daß 10 Weiber und ein Pflug zum Bepflanzen eines Ackers erfordert werden, so ergibt sich, daß dieses eine sehr theure Ernte ist, und es höchst wahrscheinlich vortheilhafter sein würde, den Raps gleich auf die Stelle zu säen, wo er stehen bleiben soll. Weder Geld- noch Landersparniß veranlaßt die hiesigen Landwirthe zum Pflanzen des Rapses, sondern nur die Meinung, daß der an Ort und Stelle gesäete Raps auswintere; mir scheint jedoch diese Meinung irrig, weil in den östlichen Theilen von Frankreich, wo die Winter weit strenger als in der Normandie sind, dieses Auswintern nicht stattfindet. Ich vermuthe, daß man hier, durch die Ansaat des Rapses in den Pflanzschulen verwöhnt, ihn, wenn er stehen bleiben sollte, zu dicht gesäet habe, und dann ist er dem Erfrieren bekanntlich sehr unterworfen. Herr Lemarié säet seinen Raps in Reihen von 22 Zoll Entfernung und behäufelt ihn leicht im Herbst. Nach den in Roville bei dem Behäufeln des Rapses vor dem Winter gemachten Erfahrungen ist es gefährlich, sein Herzblatt zu bedecken, wenigstens wenn er gepflanzt war.

Der Raps gibt hier im großen Durchschnitt 22 Hektoliter vom Hektar (vom sächs. Acker 11 Scheffl. 7 Metzen). Die barbarische Gewohnheit, das Stroh und die Schoten desselben zu verbrennen, bisweilen auf dem Felde selbst, findet auch in dieser Gegend statt, wo man wenigstens den neunten, nicht selten sogar den sechsten Theil des ganzen Feldes mit Raps bestellt sieht. Es ist zu verwundern, daß man bei einer so thörichten Vergeudung nicht Mangel an Streu und Dünger hat. Mag aber auch der Mensch Thorheiten begehen, die Natur ist

stets unerschöpflich in Hilfsquellen, die nachtheiligen Folgen davon zu schwächen. Ich war so glücklich, mehre Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, daß das Rapsstroh sehr gut zur Streu dienen könne, und daß die Kappen oder Schoten von den Schafen gefressen würden. Man hörte mich anfangs ungläubig an, da aber, zum Glück für mich und die Fortschritte zum Besseren, dieses Jahr Futter und Streu theuer waren, so trug endlich die Hoffnung auf Gewinn den Sieg davon, und man versprach mir, die Sache zu versuchen, besonders in Ansehung der Kappen. Einige thaten dieß gleich in meiner Gegenwart, um mich wegen der Erfolgs gewissermaßen verantwortlich zu machen. „Sie fressen sie wahrhaftig!" rief man aus, als man sah, daß die Schafe das Weizenstroh stehen ließen, um sich zu den Rapskappen zu wenden. Nun bedauerten Viele gar sehr, sie verbrannt oder weggegeben zu haben. Man gibt nämlich den Arbeitern, die den Raps ernten, immer die Hälfte des Stroh's und der Kappen zur Heizung des Backofens.

Eine andere Gewerbspflanze, welche häufig im Lande Caux angebaut wird, ist der Lein. Man rauft denselben entweder, wenn er in voller Blüthe ist oder wenn er bereits Knoten angesetzt hat. In jenem Falle gibt er einen feinern, aber minder haltbaren Bast, als in diesem. Die größeren Grundbesitzer vermiethen sehr oft an Handarbeiter Stückchen Land, um Lein darauf zu säen; sie verkaufen auch wohl den Lein auf dem Stamme. In beiden Fällen machen sie gewöhnlich die Bedingung, daß er in der Blüthe gerauft werden müsse. Sie scheinen auf diese Bedingung einen Werth zu legen wegen der folgenden Ernte.

Klima und Boden sagen hier dieser Pflanze auf gleiche Weise zu und man sieht daher Leinfelder, die denen in Belgien in nichts nachstehen. Dessen ungeachtet hat dieser Kulturzweig viel von seiner frühern Wichtigkeit verloren und verliert noch immer mehr durch die immer größer werdende Verbreitung der Baumwollfabrikate. Die hiesigen Landwirthe beklagen sich bitter darüber. Ich gestehe indessen frei, daß ich zwar unsern Ackerbau durch unsere gesetzlichen Verfügungen wohl begünstigt wünschte, aber es doch nicht gern sähe, wenn der Leinbau durch Einfuhrzölle auf die Baumwolle gefördert würde. Ich glaube nämlich, daß so lange, als ein einziger Ochse, ein einziger Hammel, ein einziges Pferd, ein einziges Bund Wolle oder Felle, ein einziges Faß geräuchertes Fleisch, Butter oder Käse noch in Frankreich eingeführt werden muß, die Bemühungen aller Landwirthe nur nach einem einzigen Ziele, nach der Vermehrung des Viehstandes und der Vermehrung des Futters, hingerichtet sein

Digitized by Google

sollten. Alles Andre, selbst den Getreidebau nicht ausgenommen, sollte nur Nebensache bleiben. Eine einzige Thatsache möge beweisen, daß die Befolgung dieses Grundsatzes nicht nur für die Landwirthschaft überhaupt, sondern auch für jeden Landwirth insbesondere gleich vortheilhaft sein würde. Die verschiedenen Unkosten, welche ein Acker Raps, der gegenwärtig im Lande Caux allgemein als die einträglichste Frucht angesehen wird, verursacht, belaufen sich bei Herrn Lemarié im Durchschnitt auf 100 Franken, die Grundrente oder Landmiethe nicht mit gerechnet. Der Ertrag von 14 Hektoliter à 23 Franken vom Acker gibt 322 Fr. Von diesen 322 Fr. 100 abgezogen, bleibt ein Reinertrag von 222 Franken. Die Unkosten eines Ackers Möhren betragen dagegen bei ihm nicht mehr als 75 Franken, ebenfalls ohne die Grundrente. Der mittlere Ertrag vom Acker ist 500 Boisseaux (1 Boisseau, englisch Bushel, ist fast ganz genau ½ Dresd. Schffl. oder 1 Berl. Scheffl.) In diesem Jahre wird der Boisseau mit 2 Franken bezahlt; gewöhnlich gilt er aber nur wenig mehr als 1 Frank, und Herr Lemarié berechnet ihn auch nur zu diesem Preis in seinen Büchern. Zieht man von 500 Fr. 75 Fr. ab, so bleibt ein Reinertrag von 425 Fr. vom Acker. Für diesen Preis findet Herr Lemarié noch immer Vortheil bei der Verwendung seiner Wurzeln zu Viehfutter und dieß beweis't zur Genüge den Nutzen, der aus dem Anbau von Futtergewächsen und der Viehhaltung hervorgeht.

Herr Lemarié befolgt das landübliche Feldsystem nicht; er hat bei sich schon seit längerer Zeit eine Vierfelderwirthschaft nach der bekannten Norfolker Art eingeführt, jedoch mit einigen vortheilhaften Abänderungen. Er hat im ersten Jahre Weizen, im zweiten Futtergewächse, halb Runkeln und Möhren, halb Erbsen und Wicken, die halb reif zu Futter für die Pferde und Schafe geerntet werden. In diesen Schlag bringt er auch Inkarnatklee, auf den er Wurzelgewächse oder Wicken folgen läßt, auch wohl ein wenig Raps. Der dritte Schlag trägt Hafer überall, wo Wurzelgewächse standen, und Weizen nach Raps, Erbsen und Wicken. Der vierte Schlag endlich ist zur Hälfte mit gewöhnlichem rothen Klee, zur Hälfte mit weißem Klee bestellt. Jener wird theils zu Heu, theils zu Grünfutter für das Rindvieh benutzt, dieser dient den Schafen zur Weide. Um selbige reichlicher und diesen Thieren angenehmer zu machen, mengt Herr Lemarié Hopfenklee und mehre Grasarten, vorzüglich Raygras, unter den weißen Klee. Man sieht, daß dieser Fruchtwechsel nicht die Nachtheile des in Norfolk

Digitized by Google

üblichen hat.*) Der rothe Klee kommt nur alle acht Jahre darin vor und gedeiht um so sichrer; die den Wurzelgewächsen gewidmete Fläche macht ferner nur den achten Theil des Ganzen aus und fordert daher nicht so viele Menschenhände, die im Lande Caux, wo beinahe ein Jeder bei sich genug zu thun hat, schwer herbeizuschaffen sein würden. Endlich erzeugt der Fruchtwechsel des Herrn Lemarié mehr Weizen und mehr Raps als der Norfolker.

Der Vortheil, welchen Herr Lemarié bei seinen künstlichen Weideschlägen, so wie bei dem Tüdern oder Anpflöcken seiner Kühe in einem Lande findet, wo der Boden so theuer ist, wie in der Normandie, spricht sehr zu Gunsten der Wechselwirthschaft mit Weide, eines Wirthschaftssystems, das den Reichthum des nördlichen Deutschlands begründet hat und wohl auch ein Gleiches im östlichen Frankreich bewirken könnte. Dieses Wirthschaftssystem wird aber bei uns noch wenig in seinem vollen Werthe erkannt und viele unserer Landwirthe haben es mit in die Verdammung eingeschlossen, die sie über die Dreifelderwirthschaft und die Brache ausgesprochen haben. Den Boden ruhen, sein Vieh weiden lassen, ist in ihren Augen das sicherste Zeichen einer groben Unwissenheit. Man muß seine Felder alle Jahre bestellen, wenn es sein kann, zweimal in einem Jahre, und das Vieh auf dem Stalle füttern, wenn man den Beweis einer guten Wirthschaftsführung geben will, sollten auch die gewonnenen Produkte ein Dritttheil mehr kosten, als sie einbringen. So sind wir nun einmal in Frankreich; wir sehen die höchste Stufe der Vollkommenheit in irgend einem Gegenstande; wir beeilen uns nun, denselben sogleich bei uns einzuführen, ohne zu untersuchen, ob solches unserm dermaligen Zustande angemessen sei oder nicht, und sind einmal die darauf Bezug habenden Grundsätze mit einer gewissen Logik ausgesprochen, so werden sie auch allgemein angenommen, wie Aussprüche eines Evangeliums betrachtet, ohne daß man daran denkt, sie genau zu untersuchen. Wehe im Gegentheil dem, welcher den geringsten Zweifel zu äußern wagt! Die

*) Wir würden diese Fruchtfolge auch nicht eine vierfeldrige, sondern eine achtfeldrige nennen, und sie also bezeichnen: 1. Jahr Wurzelgewächse; 2. J. Hafer; 3. J. Mäheklee; 4. J. Weizen; 5. J. Erbsen, Wicken, Raps ꝛc.; 6. J. Weizen; 7. J. Weideklee; 8. J. Weizen. — Die Franzosen lieben es aber, die sogenannte Norfolker Vierfelderwirthschaft als einen Typus anzusehen, dem ihre Fruchtfolgen nachgebildet sein sollen, wären dieselben auch noch abweichender. Auf den Namen kommt es indessen nicht an, wenn nur die Sache gut und richtig ist.

Digitized by Google

Handelswissenschaft, die Arzneigelahrtheit, besonders aber die Politik und die Landwirthschaft bieten zahlreiche Beispiele dieses charakteristischen Zuges unserer Nation dar. Dieser Geistesanlage glaub' ich einen großen Theil der Unglücksfälle zuschreiben zu müssen, von welchen so viele Landwirthe, denen es weder an Kenntnissen, noch an Kapital fehlte, bei dem Betrieb ihres Gewerbes betroffen worden sind.

Zur Fortsetzung meiner Reise genöthigt, verließ ich das gastfreie Haus des Herrn Lemarié wieder; jedoch ungern, da seine Bitten, noch länger zu bleiben, und mein Verlangen, den lehrreichen Umgang eines so unterrichteten Mannes noch länger zu genießen, mich mächtig zurückhielten. Ich hatte in seiner Familie die Sitten der reichen Landwirthe Deutschlands angetroffen, d. h. die Einfachheit, den Freimuth, die Herzlichkeit der Landbewohner, vereinigt mit den feinen Sitten, der Gewandtheit im Umgange und den Talenten für eine angenehme Unterhaltung, die man sonst gewöhnlich nur in den großen Städten findet. Bei den Männern ist eine solche glückliche Vereinigung trefflicher Eigenschaften nicht so selten, als man glauben sollte; aber bei den Frauen wird sie, einige wenige Gegenden ausgenommen, fast niemals gefunden. Ich kenne in Frankreich nur die Picardie und Normandie, wo man, besonders in der letztern, in den ländlichen Wohnungen Frauen und Töchter von Landwirthen sieht, die den Anstand höherer Bildung besitzen, mit Musik und Zeichnen sich abgeben und es dennoch nicht verschmähen, mit der Haushaltung, dem Viehstall und dem Garten sich zu beschäftigen. In allen anderen Gegenden machen sich die, welche dergleichen Talente besitzen, und selbst viele, die sie nicht besitzen, gleichsam ein Gewissen daraus, der Gesellschaft sich zu entziehen und sich auf dem Lande zu vergraben. Sieht man doch diesen Widerwillen gegen das Land vorzugsweise bei den jungen Mädchen, die daselbst geboren sind. Von der Tochter des größeren Landwirths an, die in einer Pensionsanstalt erzogen wurde, bis zu dem Kindermädchen herab, das seine Hütte verlassen hat, um in der Stadt zu dienen, will keine mehr vom Lande reden hören, sobald sie nur einmal die bäurische Sprache etwas abgelegt hat. Die meisten unserer Stadtdamen lieben zwar das Land, aber nicht in Verbindung mit dem Landleben; sie wollen das Land nur vier Monate im Jahre, mit Schlössern, Festen und allem Zubehör und Luxus der großen Städte.

Im Allgemeinen herrscht bei dem schönen Geschlecht in Frankreich ein bestimmt ausgesprochener Widerwillen gegen die Landwirthschaft. Derselbe wird indessen leicht erklärlich, wenn man

Digitized by Google

unsere Damen und die ländlichen Beschäftigungen kennt. Es hat darüber noch Niemand gesprochen und gleichwohl glaub' ich es als einen Umstand ansehen zu müssen, der vorzüglich auf das Zurückbleiben des landwirthschaftlichen Gewerbes bei uns mit beigetragen hat. Es kann dieses nicht anders sein, wenn man bedenkt, welchen allmächtigen Einfluß die Frauen in Frankreich ausüben und wie nothwendig doch ihre Mitwirkung bei der Wirthschaftsführung ist, wenn dieselbe einen guten Erfolg haben soll. Wohl zwanzigmal hab' ich schon auf dem Punkt gestanden, dieses Thema zum Gegenstand einer besondern Abhandlung zu machen, aber frei herausgesprochen, ich fühle mich nicht stark genug, mit solchen Gegnern zu kämpfen, und kann daher weiter nichts thun, als den jungen unterrichteten Männern, die sich der Landwirthschaft widmen, anrathen, daß sie sich in ihrem Geschäft ohne Frau zu behelfen oder, wenn sie, was freilich besser ist, ja heirathen wollen, weniger auf Vermögen, Schönheit und Geist, als auf jene Tugenden und Eigenschaften sehen mögen, die zu einer guten Mutter und Hausfrau erfordert werden.

Ich beeile mich übrigens, einen Gegenstand zu verlassen, der mich leicht zu weit führen und mich in ein übles Verhältniß mit dem mächtigsten Theile der französischen Bevölkerung setzen könnte, und das wäre ein sehr zu fürchtender Umstand. Ich bitte daher meinen Leser wegen dieser Abschweifung um Verzeihung und kehre wieder zu ihm zurück auf dem Wege von Toufreville nach Caudebec,*) wo mich ein so dichter Nebel einhüllte, daß ich nicht zehn Schritt weit vor mich sehen konnte und nur durch Zufall nach einem anderthalbstündigen Marsch glücklich in Caudebec anlangte. Weil der Weg bald bergauf, bald bergab ging, vermuthe ich, daß die Gegend, welche ich durchwanderte, malerisch sein müsse, behaupten kann ich es jedoch nicht, da ich es nicht, wie manche Reisende, machen will, welche Länder beschreiben, die sie niemals gesehen haben. Was den Weg selbst anbetrifft, so war derselbe nichts weniger als bequem; davon hab' ich mich mehrmals auf meine Unkosten überzeugt.

Von Caudebec, wo ich die Nacht zubrachte, nahm ich die Richtung nach Lillebonne,**) auf einem reizenden Wege,

*) Caudebec, eine kleine Stadt im Dep. der Nieder-Seine auf dem rechten Ufer der Seine unter dem 49° 30′ Br. Es wird allda ein ziemlich lebhafter Handel betrieben.

**) Lillebonne, eine kleine Stadt oder vielmehr ein Flecken ebenfalls im Dep. der Nieder-Seine, am Flüßchen Bolbec mit 600—700 E.

Digitized by Google

auf dem man in einer Höhe von 400 Fuß die Seine überschaut. Obgleich die Jahreszeit schon so weit vorgerückt war, sah ich doch noch viele Kühe angepflöckt in den Höfen weiden.

Man hat in dem Lande Caux eine sehr gute Art, die Saat zu beschicken; indem ich daran denke, will ich ihrer gleich erwähnen. Der Säemann wirft vorwärts schreitend den Samen mit der rechten, und wieder zurückkehrend mit der linken Hand aus, so daß er ihn also immer nach einer Seite hinwirft und daher nicht vom Wind gehindert wird. Den ersten Wurf macht er ungefähr 16 Fuß breit; wenn er zurückkehrt, nimmt er acht Fuß mehr und säet dann über eine Breite von 24 Fuß, die er auf dem ganzen übrigen Stücke beibehält. Da er nun seine Gänge immer nur 8 Fuß weit auseinander macht, jedes Mal aber 24 Fuß Breite überwirft, so besäet er jede Stelle dreimal. Es ist unnütz, zu bemerken, daß er danach die Stärke seiner Würfe einrichtet.

Ich verließ nun das Ufer der Seine und kam auf die Hauptstraße von Rouen nach Havre, die man eben im Begriff stand aufzureißen. „Ei, mein Lieber," sagte ich zu einem alten Bürgersmann, „man reißt ja die Straße ein! Fand man sie nicht mehr gut?" — „„Wahrlich, mein Herr, ich für meine Person finde sie nicht schlecht."" — „Es scheint Ihnen also diese Umwandlung kein Vergnügen zu machen?" — „„Sehn Sie, mein Herr, ich habe es nicht gern, daß man gute Dinge zerstört, um schlechte daraus zu machen. Aber heut zu Tage will man Alles umändern, man will das Alte nicht mehr, und das Alte ist bisweilen besser als das Neue. Diese Straße, die sich so stolz dahin zieht, wurde von Cäsar gebaut, und Cäsar, sehn Sie, war in Betreff des Wegebau's ein berühmter Mann; er wußte weit mehr als unsere Conducteure."" — „Ich befinde mich also hier auf einer Römerstraße?" — „„Ja wohl, mein Herr, sie wurde gebaut zur Zeit ihrer Kriege mit Lillebonne."" — „Wie, die Römer haben mit Lillebonne Krieg geführt?" — „„Freilich, mein Herr,"" sagte mein Alter mit wichtiger Miene und setzte mit Befremdung hinzu: „„Sie wissen das nicht?"" — „Nein." — „„Nun das begreift sich wohl, Sie sind noch zu jung."" — „Ich dächte aber, Sie wären auch nicht dabei gewesen." — „„Nein, wahrhaftig nicht, auch mein Großvater nicht, ob er gleich sehr alt war."" Dankbar für die erhaltene historische Zurechtweisung, ging ich weiter, begierig, das Lillebonne zu sehen, das den Herren der Welt zu trotzen wagte. —

Einschnitte, die man quer durch die Straße gemacht hatte, ließen mich die Beschaffenheit und die Lage des dazu verwendeten

Digitized by Google

Materials erkennen. Sie bestand aus Nichts als aus Flußkies, der zu einer bedeutenden Höhe aufgeschichtet war, die ich aber nicht beurtheilen konnte, weil die Einschnitte nur 4 Fuß tief gemacht waren. Die größten Steine machten den Grund aus, der klare Schutt lag oben darüber; zerschlagen war nichts, zwischen den größeren Steinen befand sich bloß feiner Flußsand. Indem ich hier die Arbeiter beschäftigt sah, stellte ich mir unwillkührlich die römischen Soldaten vor, wie sie diesen Sand herbeiholen, vertheilen und an der Straße arbeiten, die nun fast zweitausend Jahre befahren worden ist, ohne zu verderben. Ich begriff nun den Enthusiasmus der Freunde des Alterthums. Nachdem ich mehre Thäler und Anhöhen, auf denen freundliche Buschhölzer oder niedliche Landhäuser standen, überschritten hatte, gelangte ich endlich nach Lillebonne, dieser Nebenbuhlerin Roms nach Aussage des alten Bürgers. Ich unternehme keine Beschreibung der daselbst befindlichen Alterthümer, sondern sage nur, daß es eine recht nette kleine Stadt ist, die in einem freundlichen Thale liegt, von den Spuren römischer Gebäude ganz umgeben ist und die ziemlich gut erhaltenen Ueberreste eines gothischen Schlosses und eines römischen Circus enthält. Zahlreiche Spinnmaschinen und Baumwollfabriken bringen viel Leben in Lillebonne hervor. Man hat nicht einmal das alte Schloß respektirt und hört jetzt das Geräusch der Webestühle da, wo sonst nur Waffengeklirr ertönte.

Wenn man Lillebonne verläßt, bleiben links, hart am Ufer der Seine, schöne Wiesen liegen, die zwar zum Theil etwas sumpfig sind, aber dennoch sehr gutes Gras liefern in Folge der salzigen Beschaffenheit des Wassers und des Bodens. Man benutzt dasselbe zum Aufziehen und Mästen des Viehes.

Einige Grundeigenthümer der hiesigen Gegend legen sich auch auf einen Gewerbszweig, der unglücklicherweise in Frankreich noch zu sehr vernachlässigt wird. Sie kaufen nämlich von den Landwirthen junge Pferde, stutzen sie zu, bilden sie, je nachdem sie sich eignen, zu Reit- oder Wagenpferden und verkaufen sie dann wieder, sobald sie in Gestalt und Gang die gewünschte Schönheit und Zierlichkeit erlangt haben. Einer unserer berühmtesten Pferdekenner, der Vicomte d'Aure, hat, so viel ich weiß, zuerst die Aufmerksamkeit der französischen Pferdezüchter auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet. In einer eignen, sehr gut geschriebenen Schrift hat er bewiesen, daß sich das Wohlgefallen und die Mode nur deßhalb von den französischen Pferden ab- und den ausländischen zugewendet haben, weil letztere besser gezogen sind. Die englischen, deutschen und dänischen Pferde werden uns vollkommen fertig zugeführt mit all

der Zierlichkeit in Gestalt und Gang, die sie unter der Hand eines geschickten Bereiters annehmen. Die französischen Pferde dagegen kommen aus den Händen ihrer Erzieher, wie die Natur sie schuf, ja in einem noch übleren Zustande, d. h. mit den Fehlern, die sie durch eine rohe Behandlung erhalten. Es war daher natürlich, daß der reiche Privatmann, der Pferde zu seinem Vergnügen hält und der fast niemals fähig ist, ihre Anlagen und ihren natürlichen Werth richtig zu würdigen, dem über den Rhein herüberkommenden wohl abgerichteten und zugestutzten Pferde den Vorzug gab vor dem ungeschlachten im Grunde aber vorzüglicheren aus der Normandie, Limousin, Navarra, Auvergne ꝛc. Diese Mode ist nun so eingerissen, daß sich selbst der bescheidene Liebhaber schämt, ein französisches Pferd vor sein Kabriolet zu spannen. Das Werkchen des Vicomte's machte Aufsehen unter den Pferdeliebhabern; er begnügte sich indessen nicht bloß damit, zu schreiben; er ging auch in die Normandie, kaufte daselbst Pferde, brachte sie auf ein Landgut, das er bei Rambouillet besitzt, und ließ sie daselbst unter seinen Augen von geschickten Bereitern abrichten und zureiten. Dadurch erhielten sie dieselbe Zierlichkeit in ihren Bewegungen, dieselbe Sicherheit und Sanftheit, die man bisher nur für eine Eigenthümlichkeit der ausländischen Pferde angesehen hatte. Er brachte sie nun nach Paris, zeigte sie daselbst, stellte sie bei allen Gelegenheiten den ausländischen Pferden gegenüber, um ihre Ueberlegenheit über diese darzuthun, und statt, wie andere Pferdehändler es bisher gethan, ihren Ursprung zu *verleugnen*, um sie besser zu verkaufen, machte er denselben vielmehr laut und öffentlich bekannt. Auf diese Weise wirkte der Herr Vicomte durch Schrift und That kräftig darauf hin, dem französischen Pferde in seinem Vaterlande die ihm gebührende Anerkennung zu verschaffen. Er hat überdieß zu Paris eine Reitschule errichtet, wo man nur von inländischen Pferden Gebrauch macht, und sucht dadurch das Wohlgefallen an denselben bei den jungen Leuten, welche diese Schule sehr zahlreich besuchen, auf eine recht wirksame Weise zu erwecken.

Aus dem Wirthshaus zum Stiefel (la botte), wo ich die Nacht zugebracht, lenkte ich meine Schritte gen Havre.*)

*) Havre de Grace, allgemein bekannte ansehnliche Bezirkshaupt- und Hafenstadt im Dep. der Nieder-Seine an dem rechten Ufer der hier über 1 Stunde breiten Seine unter 49° 29′ 14″ Br. u. 17° 46′ 23″ L. Sie hat über 1500 Häuser und ungefähr 21000 Einwohner. Handel und mannichfaltige Gewerbe machen sie sehr belebt. Es ist der bequemste Hafen in Frankreich für die von Amerika kommenden und dahin abgehenden Reisenden.

Digitized by Google

Das Arrondissement dieser Stadt ist das beßtangebaute im ganzen Dep. der Nieder-Seine; obgleich der Boden im Allgemeinen sandiger und minder gut als anderwärts ist. Die Kulturweise ist dieselbe wie im Arrondissement von Yvetot; nur baut man mehr Futterkräuter, besonders Inkarnatklee, Raps und Roggen, die man entweder grün abmähet oder abtüdert.

Man wußte bisher bei uns gar nicht, daß diese Art des Abweidens, deren ich schon mehrmals erwähnt, auch in Frankreich ausgeübt werde, und unsere agronomischen Schriftsteller sprechen davon nur nach Thaer wie von einem Verfahren, das bloß in einigen Gegenden von England und Deutschland üblich sei. Es ist dieß einer von den tausend Beweisen, welche Zeugniß geben von unsrer großen Unwissenheit in allen Dingen, welche die Landwirthschaft in Frankreich betreffen. Das Tüdern findet im Lande Caux sogar auf eine zweckmäßigere Weise statt als die in Deutschland übliche. Die zehn Fuß (ziemlich 6 Leipz. Ellen) lange Leine wird in der Mitte durchschnitten und dann wieder mittels eines platten, 8—10 Zoll langen Holzstücks, das an jedem seiner beiden äußersten Punkte ein Loch hat, in Zusammenhang gebracht, indem man ihre einander gegenüberstehenden Enden durch diese Löcher steckt und dann zusammenknüpft. Diese Einrichtung hat zum Zweck, daß sich die Leine drehen kann, ohne sich zusammen zu leiern.*) An einem ihrer Außenpunkte ist ein 15—18 Zoll langer Pflock angebracht, der gewöhnlich oben mit einem Ring zum Einknüpfen der Leine versehen ist und bis an seinen Kopf in die Erde geschlagen wird. Ihr anderes Ende ist entweder um den Hals oder um die Hörner des Thieres geschlungen, oder an einen Zaun befestigt. Letztere Befestigungsart ist die sicherste, verstattet aber das Vorstrecken des Kopfes weniger als die anderen.

Ein Hauptaugenmerk richtet man im Lande Caux darauf, daß die Thiere niemals auf das noch anstehende Futter treten können. Um dieß zu bewirken, rückt man den Pflock stets nur um 1 Fuß bis 18 Zoll weiter, sobald es Alles, was es erreichen konnte, abgefressen hat. Bei diesem Verfahren vermeidet man nicht nur den Hauptnachtheil des gewöhnlichen Weidegangs, der darin besteht, daß das Thier mehr Futter durch seine Füße und seinen Koth verdirbt, als es wirklich genießt, sondern man kann auch auf diese Weise Klee und Luzerne ohne

*) Dieses Zusammenleiern der Leine wird an anderen Orten, wo das Tüdern oder Pflöcken üblich, durch Wirbel vermieden, womit jedes Ende derselben versehen ist.

Furcht vor dem Aufblähen abweiden, weil das Thier, wenn es gewahr wird, daß es nicht viel vor sich hat, nur langsam frißt, und weil man das Vorrücken des Pflockes nach den Umständen in kürzeren oder längeren Zeiträumen vornehmen kann. Diese Art des Abweidens geschieht oft mit zwanzig und mehr Stücken Rindvieh auf einmal. Ein einziger Junge ist hinreichend, sie zu hüten, die Pflöcke vorzurücken und die Exkremente auseinander zu streuen. Um sie nach Hause zu führen, löst man das auf der rechten Seite befindliche Stück zuerst los und knüpft seine Leine an die Hörner seines Nachbars. So fährt man mit allen nacheinander fort bis zum letzten auf der äußersten linken Seite, dessen Leine der Knabe in die Hand nimmt und sie so sämmtlich auf einmal fortführt. Dieses Verfahren scheint mir die Vortheile des gewöhnlichen Weidegangs mit denen der Stallfütterung zu vereinigen und besonders da mit Vortheil anzuwendbar, wo die Bevölkerung nicht sehr zahlreich ist.*)

*) Eine sehr genaue und umständliche Beschreibung des Tüderns, veranschaulicht durch eine beigegebene Zeichnung, befindet sich in Thaer's Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft, B. 4. S. 332. ꝛc. Wir erfahren daraus, daß selbiges in Dänemark bei Heerden von mehr als 100 Stücken stattfindet und daß die Thiere daselbst auf eben diese Weise in Koppeln von 20 Stücken zur Tränke und nach dem Stall geführt werden, wie Moll angibt, daß es im Lande Caux geschehe. Auch wird an der angezogenen Stelle erzählt, daß ein komparativer Versuch, der über das Tüdern im Vergleich mit der Stallfütterung auf der Insel Thorseng angestellt wurde, folgendes Resultat gegeben habe: „Vier Kühe, zwölf Tage auf dem Stalle gefüttert, erhielten 6144 Pfund Klee, die auf 2172 Quadratellen gewachsen waren, und gaben dafür 1110 Pf. Milch; folglich bedurfte eine Kuh des Tages 128 Pf. Klee von 45½ Quadrat-Ellen Land und lieferte dafür 23⅛ Pf. Milch. Dieselben Kühe, zwölf Tage getüdert, gaben dagegen 950¾ Pf. Milch und brauchten nur 1842 Quadratellen Land; auf eine Kuh kommen folglich des Tages 19¼ Pf. Milch und 38¼ Quadratellen. Es waren also 330 Quadratellen Land mehr im Stalle verfüttert als abgetüdert. Die Stallfütterung gab dagegen 159½ Pf. Milch mehr. Zu einem Pfunde Milch wurden demnach bei der Stallfütterung 1⅓⅓, bei dem Tüdern 1⅓⅓⅓. Quadratellen Kleeland erfordert. Also würden die 330 Quadratellen Land, welche bei dem Tüdern in derselben Zeit und von denselben Kühen übrig blieben, zu Folge des obigen Resultats, wenn sie ebenfalls noch abgetüdert worden wären, 170¼ Pfund Milch gebracht haben und dieß gäbe, mit den von den vier Tüderkühen wirklich erhaltenen 950¾ Pf. zusammengerechnet, 1120 Pf. Milch, also noch 10 Pf. mehr, als die auf dem Stalle gefütterten von der gegebenen Kleefläche brachten. Von einer und derselben mit mähbarem Klee bewachsenen Landfläche erhält man also nach diesem Versuche gleich viel Milch und ernährt davon ungefähr gleich viel Vieh, man mag tüdern oder stallfüttern; folglich ist in dieser Hinsicht

Ich sah auf dem ganzen Wege viele neue Anpflanzungen von Aepfelbäumen, nicht nur auf den Grasländereien, sondern auch an den Feldern. Diese Bäume geben ein sehr gutes Produkt, besonders in der Umgegend von Havre, wo die Aepfel

---

kein Vortheil, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Nur wird durch die Stallfütterung wohl ⅔ Dünger mehr gewonnen, da von dem durch das Tüdern auf dem Lande gelassenen Dünger ihm wahrscheinlich nur ⅓ zu gute kommt. Dagegen macht die Stallfütterung durch das Mähen und Anfahren des Klee's mehre Kosten. Es kann wohl nicht rathsam sein, denselben Platz zweimal abtüdern zu lassen, weil der grüne Klee, des Mistes wegen, dem Vieh unangenehm sein würde. Man macht also den folgenden Wuchs lieber zu Heu." So weit Thaer. Schreiber dieses, der neuerer Zeit Gelegenheit gehabt hat, das Tüdern des Rindvieh's an mehren Orten sehr genau zu beobachten, sah Anfangs nur seinen Greuel daran und konnte nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch demselben in irgend einer Lage den Vorzug vor der grünen Stallfütterung geben, es selbst in diesen günstigen Verhältnissen anrathen könne. Allein gewohnt, nie über einen Gegenstand bloß nach flüchtiger Betrachtung geradehin abzusprechen, sondern ihn zuvor von allen Seiten und unter allen Beziehungen genau zu untersuchen, ehe er sich ein Urtheil darüber anmaßt, hielt er auch das seinige über das Tüdern noch zurück und bemühte sich zuvörderst, dasselbe vollkommen kennen zu lernen. Jetzt glaubt er dahin gelangt zu sein, und gesteht nun gern, daß er es unter besondern Umständen für vortheilhaft, jedenfalls für weit vorzüglicher als den gewöhnlichen Weidegang hält, weil der große Nachtheil, den letzterer mit sich führt, daß nämlich viel Futter dabei zertreten und durch die Exkremente für die Thiere ungenießbar wird, bei ihm fast ganz wegfällt. Untersuchen wir die Sache nunmehr genauer, so ergibt sich Folgendes: In Bezug auf den Dünger bringt das Tüdern im Vergleich mit Stallfütterung jedesmal Schaden; wenn auch der dabei stattfindende Verlust daran nicht so groß sein dürfte, wie Thaer angibt, so ist doch schon das höchst unangenehm und nachtheilig, daß man den Dünger nicht immer so benutzen, so vertheilen, in dem Maße aufbringen kann, wie man will und wie es am vortheilhaftesten sein würde. Man kann ihn bloß dem Felde zu gute kommen lassen, das abgetüdert wird, und dieses bedarf vielleicht dessen am wenigsten. Dieser Nachtheil kann gewiß oft für den ganzen Wirthschaftsbetrieb so groß werden, daß die so hoch angeschlagene Ersparniß des Misttransports gar nicht dagegen in Betracht zu ziehen ist. Derselbe Fall findet zwar bei jeder Art von Weidegang statt; mit dem soll aber hier überhaupt das Tüdern nicht in Vergleich gestellt werden, sondern nur mit der Stallfütterung, die man gegenwärtig häufig als minder vortheilhaft darstellen will. Sie dürfte jenem auch wirklich nachstehen in Bezug auf die Rindvieherhaltung und die Milchnutzung in solchen Jahren, wo der Kopfklee im Frühjahr durch kalte Witterung zurückgehalten wird oder der zweite Wuchs desselben, wegen Ungunst des Bodens oder wegen Trockenheit, nicht in die Höhe will. In diesen Fällen ernährt man mit Hilfe des Tüderns das Vieh von derselben Fläche gewiß besser als bei der Stallfütterung, der

besser als im Innern des Landes sind und einen Cider liefern, der seinen lieblichen Geschmack viel länger beibehält. So auch dieses Jahr; während der Boisseau (½ Schck) Aepfel zu Yvetot nur 45 Centimes kostete, wurde er in der Nähe von Havre noch einmal so theuer bezahlt. Doch muß bemerkt werden, daß in diesem Jahre, wo die Ernte überaus gesegnet war, ein größerer Unterschied hinsichtlich des Preises zu Gunsten der besseren Sorten und Eigenschaften eintrat, als es in der Regel der Fall ist. Der gewöhnliche Preis eines Boisseau ist 1 Frank; der Mittelertrag eines Baumes zur Zeit seiner vollen Tragbarkeit zwei Boisseaus, und daraus erhält man ½ Hektoliter (54 Dresd. Kannen) Cider.

---

jung abgebissene Klee wächst, selbst bei ungünstiger Witterung, schneller nach als der in einem mehr erwachsenen Zustande gemähete, und man hat nicht nöthig, ihn so groß werden zu lassen, wenn er auf der Stelle vom Vieh abgefressen wird, als wenn er gemähet werden soll. Die Besorgniß Thaer's, daß man einmal abgetüderten Klee nicht wieder von den Kühen auf diese Weise verzehren lassen könne, ist nicht gegründet. Wenn die Exkremente gehörig vertheilt werden, und man einige Wochen vorbeistreichen läßt, ehe man die Thiere wieder zur selben Stelle bringt, fressen sie recht gern wieder darauf, wenn es zumal in der Zwischenzeit einigemal geregnet hat. Ferner hat das Tüdern entschiedene Vorzüge in Gegenden, wo der Mäheklee nicht gedeiht und man sich mit weißem Klee behelfen muß, wo es an Streu fehlt und Menschenhände kostbar sind, überhaupt in den Fällen, wo Weidewirthschaft angezeigt ist. Wo aber der Mäheklee in der Regel gut gedeiht, dicht steht, schnell und üppig nachwächst, und die vorhin genannten Umstände nicht eintreten, würde man gewiß niemals seine Rechnung finden, wenn man die Stallfütterung mit dem Tüdern vertauschen wollte, das noch überdieß bei nasser Witterung, thonigen und lehmigen Feldern viel Schaden bringt und auch das Unangenehme hat, daß man sich häufig in der Größe der den einzelnen Stücken zuzumessenden Fläche versieht und sie in Folge dessen minder gut und regelmäßig nährt, als es bei Stallfütterung und selbst dem gewöhnlichen Weidegange möglich ist. Um diesen, er geschehe nun auf gewöhnliche Weise oder durch das Tüdern, (welches doch nur ein modificirter Weidegang ist) in seiner Vorzüglichkeit darzustellen, beruft man sich häufig auf das Beispiel Englands, Holsteins ꝛc., ohne die besondern Umstände, die dort vorwalten, gehörig zu würdigen und ohne zu untersuchen, ob es denn nicht noch etwas Vollkommneres geben könne, sondern jedesmal das Verfahren in diesen Ländern das einzig und möglich beßte sei. Gut ist es, alle Verfahrungsarten und die Verhältnisse kennen zu lernen, wo diese oder jene den meisten Vortheil erwarten läßt; nichts aber ist in der Landwirthschaft gefährlicher, als einseitig Lieblingsideen zu huldigen, ohne zu untersuchen, ob sie überall ausführbar sind, und ohne vor ihrer Ausführung einen genauen Kalkul anzulegen.

Digitized by Google

Auf einem schönen Wege und bei herrlichem Wetter kam ich durch das Dorf Graville, dann durch das Dorf Ingouville, das von jenem nur durch die Mittelwand eines Hauses getrennt ist, und endlich nach Havre, das von jenen beiden Orten nur durch seine Wälle und Gräben geschieden wird. Die Vergrößerung, welche Havre seit zehn Jahren erfahren hat, ist in Frankreich beinahe unerhört und dauert noch immer fort. Dieselbe ist auf den Anbau des Landes nicht ohne Einfluß gewesen; die Grundstücke haben in der unmittelbaren Umgebung der Stadt einen unmäßigen Preis; man sieht nichts als Spaten- oder vielmehr Gartenkultur, die bisher sehr mangelhaft und nach altem Herkommen betrieben wurde, in neuerer Zeit jedoch sich zu bessern anfängt. Ich besuchte auf der Küste von Ingouville, auf der Besitzung des Herrn Eyriés, eines Gartenfreundes, einen Gärtner, der sich durch seine Kenntnisse auszeichnete. Er hatte zuerst auf dieser Küste Melonen gebaut; von denen man, in Folge eines albernen Vorurtheils, früher glaubte, sie könnten hier nicht gedeihen, während man sie doch seit undenklichen Zeiten auf der Küste von Honfleur baut. Diese aber hat eine nordwestliche Lage, jene eine nach Süden geneigte. Dieser Gärtner hat übrigens, trotz der Prophezeihungen und Spöttereien seiner viel älteren Gewerbsgenossen, einen glücklichen Erfolg gehabt und bekommt nun schon Nachfolger. Seine ganze Einrichtung spricht auch übrigens für seine Einsicht. Er nimmt gewöhnlich in einem Jahre vier verschiedene Ernten von seinem Lande und kann nicht nur leben und 200 Franken Pacht von zwei Hektaren Land zahlen, sondern auch noch Geld dabei gewinnen. Als ich ihn besuchte, trug ein Theil seines Gartens Spinat, der im October gesäet war und im Januar, Februar und März verspeist werden sollte. Zu gleicher Zeit hatte er Bohnen sehr weitläufig gesteckt. So wie er den Spinat wegnimmt, pflanzt er Salat ebenfalls sehr weitläufig. Im Mai legt er Melonen zwischen den Salat und die Bohnen, welche den jungen Pflänzchen Schutz gewähren. Im Juni erntet er die Bohnen, im August die Melonen; hierauf pflanzt er Brocoli, der im October zeitig wird. Rapunzeln und Endivien säet er für den Winter.

Nachdem ich mich einige Tage in Havre ausgeruht hatte, setzte ich meine Reise nach Fécamp fort. Ich kam auf diesem Wege durch das kleine artige Städtchen Montivilliers.*) Seine Lage in dem Thale der Lazerde, eines kleinen der Seine

*) Es hat über 4000 Einwohner und ziemlich starken Fabrikbetrieb, besonders Gerbereien und Tuchmanufakturen.

zueilenden Flüßchens, das eine Menge Werke treibt, ist allerliebst. Die Grundfläche dieses Thales besteht fast nur aus Wiesen von etwas torfiger Natur. Ungeachtet der Vortheile, welche hier die Bewässerung gewähren würde, und ungeachtet der Leichtigkeit, womit dieselbe auszuführen wäre, sah ich sie doch bloß auf der Besitzung des Herrn von Calmenil, eines alten Schiffskapitains und ausgezeichneten Landwirths, in Anwendung gebracht.

In der nächsten Umgebung von Havre hält man fast nur Kühe, deren Milch frisch verkauft wird. Ihr Mittelpreis ist 4 Sous das Litre. (Die Dresd. Kanne nicht völlig 1¼ gr.) Hier, von Montivilliers an, wo nun der größere Wirthschaftsbetrieb wieder beginnt, sieht man auch wieder Schafe. Auf jedem Landgute von zwei Pflügen, oder von 60 — 80 Ackern (jeder hiesige Acker hält 57 Aren und ist demnach einem sächs. Acker fast ganz gleich, nur $\frac{13}{100}$ größer) hält man hier 250 — 300 Schafe von einer starken Metisrace, ein Dutzend Kühe und acht Pferde. Der Acker Land wird für 50 — 80 Franken verpachtet, je nachdem er gut ist.

Nach einem mehrstündigen Marsch durch eine bald mehr, bald weniger ebene, vielfach mit Laubholz belebte Gegend kam ich nach dem Marktflecken Goderville und von da zum Schloß Cretat, das dem Herrn Manoury de Franqueville, einem unserer eifrigsten und unterrichtetsten Landwirthe, gehört. Nachdem derselbe lange Zeit eine seiner großen Besitzungen mit glücklichem Erfolg selbst bewirthschaftet hatte, wurde er durch seinen Gesundheitszustand genöthigt, sich von dieser Beschäftigung zurückzuziehen; doch wollte er die Landwirthschaft nicht ganz aufgeben und betreibt daher dieselbe noch auf einer Fläche von zwanzig Hektaren, die zu dem an seinem Schlosse befindlichen Park gehört. Die Verschiedenheit und das vorzügliche Gedeihen der angebauten Gewächse, die neuen Ackerwerkzeuge und zweckmäßigen Verfahrungsarten, die er in Anwendung bringt, machen dieses Landgut zu einer wahren kleinen Musterwirthschaft.

Der Boden ist hier etwas gebundener als bei Havre. Die Fruchtfolge, welche Herr von Franqueville angenommen hat, ist eine vierfeldrige. Im ersten Jahre baut er gepflanzten Raps und Wurzelgewächse (Kartoffeln und Möhren); im zweiten Jahre Weizen nach dem Raps, Hafer nach den Wurzelgewächsen; im dritten Jahre halb Klee, halb Erbsen, Wicken und Mengfutter, denen er theilweis Inkarnatklee vorausgehen läßt; im vierten Jahre Weizen.

Digitized by Google

Man sieht, daß dieser Fruchtwechsel vollkommen rationell ist. Er verlangt viel, aber der Boden ist auch reich und erlaubt eine solche Zusammensetzung. Auch ist beinahe die ganze Hälfte der Fläche mit Futtergewächsen bestellt, die in der Wirthschaft konsumirt werden, und überdieß ist noch ein nicht mit im Fruchtwechsel liegendes Luzernefeld vorhanden. Es ist dieß das einzige in der ganzen Umgegend. Der Boden im Lande Caux ist für diese Pflanze zu frisch und zu sehr zum Verunkrauten geneigt. Nach vielen Versuchen hat Herr von Franqueville kein anderes Mittel gefunden, die Luzerne in guter Tragbarkeit zu erhalten, als ihre Aussaat in Reihen, um sie während ihres Wachsthums behacken zu können. Damit der Stand der Pflanzen nicht gar zu dünn werde und ihre Bearbeitung doch zum Theil mit Pferdehacken möglich sei, stehen die Reihen immer zu zweien nebeneinander. Diese sind nur 4 Zoll von einander entfernt, die Entfernung von einem Paar zum andern beträgt aber 12 Zoll. Ungeachtet der guten Resultate, die dieses Verfahren gewährt, glaube ich doch, daß man überall, wo es nur irgend geht, das Gedeihen der Luzerne mehr durch eine sorgfältige Vorbereitung des Bodens vor der Saat und durch starkes Eggen während ihres Anstehens, als durch die Ansaat in Reihen zu sichern suchen solle. Hier wird man zu letzterem Verfahren besonders durch das üppige Wuchern des Paternoster- oder Knollhafers (s. oben) und des Windhalms (agrostis Stolonifera) genöthigt, die eine wahre Plage für die Felder der hiesigen Gegend sind.

Herr von Franqueville baut seine Möhren auf erhöhten Dämmchen, wie Herr Lemarié, hat aber auf jedem Dämmchen zwei Reihen. Die Unkosten der Möhrenkultur auf einem Hektar Land haben bisher bei ihm in folgenden bestanden:

Landrente und Abgaben	54	Franken.
Dreimal Pflügen und Eggen . .	30	=
Samen und Aussaat	13	=
Zweimal Jäten	30	=
Zweimal Pferdehacken	8	=
Herausnehmen der Wurzeln und Abschneiden des Krautes . . .	30	=
Transport	10	=
Reinigen der Wurzeln	30	=
Düngung	55	=
	260	Franken.

Im mittlern Durchschnitt erntet er 400 Hektoliter auf den Hektar und 400 Häufchen Kräutrich, das von den Kühen sehr

gern gefressen wird. Demnach kommt der Hektoliter Möhren auf 65 Centimen zu stehen, verkauft wird er dieses Jahr für 2 Franken. Das Kraut ist noch Zugabe.

Das Klima des Landes Caux eignet sich ganz vorzüglich zum Anbau der Wurzelgewächse, und zwar vorzüglich zum Anbau der Möhren und Runkelrüben; denn man braucht selbige vor dem December nicht herauszunehmen, weil es vor diesem Monat selten so stark friert, daß die Wurzeln in der Erde davon Schaden leiden könnten. Vor dem Frost, der denselben bei dem Herausnehmen oder gleich nachher verderblich werden könnte, schützt sie Herr von Franqueville dadurch, daß er sie, das Kräuttrich nach außen, auf kleine, runde, drei Fuß hohe Haufen zusammensetzen und diese mit einer kleinen umgestülpten Schütte Stroh zudecken läßt. So widerstehen sie einem ziemlich starken Froste und dem Regen sehr gut.

Die starke Viehhaltung des Herrn Manoury verschafft ihm eine große Menge Dünger; dessenungeachtet macht er auch noch von künstlichen Düngungsmitteln Gebrauch, besonders von mit Kalk vermengtem Blut. Er düngt fast zu jeder Frucht, von der sehr richtigen, aber leider in Frankreich noch sehr vernachlässigten Ansicht ausgehend, daß die Kulturkosten einer Frucht fast immer dieselben bleiben, sie möge eine reichliche oder geringe Ernte liefern, und es daher von der größten Wichtigkeit ist, nur solche Aecker zu bestellen, die vermöge ihres Düngerstandes einen hohen Ertrag erwarten lassen. Dieß ist das Geheimniß der Deutschen und Belgier, durch dessen Befolgung es ihnen möglich wird, wohlfeiler zu produciren, als wir.*)

Herr Manoury hält Kühe, aber er geht damit um, sie zum Theil durch eine Partie Zuchtsauen englischer und englisch-

*) Die hier ausgesprochene Ansicht ist so richtig, daß sie nicht oft genug ausgesprochen werden kann. Es liegt in der That hierin das ganze Geheimniß eines glücklichen Ackerbaues verborgen, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß sie allgemein würde. Möchte doch das Kompliment, welches der Verf. in dieser Hinsicht den Deutschen macht, überall wohl begründet sein! — Dann würde man nicht mehr so viele Aecker mit Früchten bestellt sehen, die darauf nur einen kümmerlichen Ertrag geben können, weil es ihnen an Dungkraft gebricht; dann würde man nicht noch so oft einseitig dahin streben, eine bestimmte Fläche mit einer bestimmten Frucht, z. B. mit Halmfrucht, zu besäen, ohne zu bedenken, daß der Reinertrag minder von der Größe als von der guten Zurichtung der Fläche abhängt, und daß die Kulturkosten allemal verhältnißmäßig geringer werden, jemehr es gelingt, auf der Hälfte des Raumes so viel zu erbauen, wie früher auf einer noch einmal so großen Fläche.

Digitized by Google

chinesischer Race zu ersetzen. Die Vorzüglichkeit dieser Racen vor den unsrigen wird jetzt allgemein von den hiesigen Landwirthen anerkannt, und dazu hat Herr Manoury nicht wenig beigetragen. Er glaubt, daß ihm jede Zuchtsau im Durchschnitt 200 Franken Rohertrag des Jahres abwerfen werde, da die Ferkel von 1 — 2 Monat Alter gewöhnlich für 10 Franken das Stück verkauft werden.*)

Herr Manoury de Franqueville gibt allen großen Gutsbesitzern in Frankreich ein schönes nachahmungswürdiges Beispiel. Er hat es verstanden, seine Einkünfte zu mehren, indem er zugleich für den Vortheil seiner Pächter sorgte durch Lehre, That und Rath Vor ihren Augen arbeitend, bei allen Gelegenheiten ihren Umgang suchend und nur das allgemeine Beßte in's Auge fassend, hat dieser ehrenwerthe Mann auf seine Pächter und Nachbarn einen solchen Einfluß erlangt, wie ihn der Landmann selten Jemanden von höherem Range einräumt, den aber dessenungeachtet alle Grundeigenthümer sich erwerben könnten, wenn sie sich selbst mit der Landwirthschaft beschäftigten und sich ihren Pächtern mehr näherten.

Wegen des Verlustes mehrer an Ort und Stelle niedergeschriebener Notizen kann ich über diese interessante Wirthschaft nichts Näheres mehr berichten, eben so wenig über die des jüngern Herrn Argent, die nicht weit von jener entfernt ist, und wo ich ziemlich feine Merinos, auch schöne junge Racepferde sah.

Zu Goderville ist der Sitz der Ackerbaugesellschaft des Arrondissements oder Bezirks von Havre. Es ist diese ohne Widerspruch eine der am beßten eingerichteten in ganz Frankreich, weil sie nur Männer, Eigenthümer und Pächter, zu Mitgliedern hat, die selbst Landwirthschaft treiben und von ihr leben. Der rastlos, jedoch mit gehöriger Umsicht und Ueber-

*) Die hier genannten Schweineracen zeichnen sich durch ihre Mastfähigkeit und durch ihr köstliches, zartes Fleisch auch vor allen unsern gewöhnlichen deutschen Racen sehr zu ihrem Vortheil aus, so daß sie eine größere Aufmerksamkeit von Seiten unserer Viehzüchter verdienten. Besonders vortheilhaft hat sich eine Kreuzung zwischen ihnen und deutschen Schweineracen erwiesen, wie sie in Thüringen und mehren anderen Gegenden versucht worden ist; die daraus hervorgegangenen Bastarde vereinigen die Vorzüge beider: sie haben die größere Mastfähigkeit und das zartere wohlschmeckendere Fleisch der englisch-chinesischen neben der ansehnlichen Größe und der größeren Fruchtbarkeit der damit gepaarten deutschen Schweine.

legung nach dem Beſſeren, nach größerer Erkenntniß ſtrebende Geiſt dieſer Geſellſchaft ſpricht ſich deutlich in der Perſon ihres Präſidenten, des Herrn v. Franqueville, aus.

Den 1. Januar verließ ich Cretat und ging nach St. Leonard, der Beſitzung des ältern Herrn Argent, die nahe bei Fécamp, dicht am Meeresgeſtade, liegt. Die Seeſtürme ſind an dieſem Orte, wie an dieſer ganzen Küſte bisweilen von ungemeiner Heftigkeit. Zu St. Leonard hindern ſie auf eine auffallende Weiſe den Wuchs der Bäume. Herr Argent hat ſich deßhalb genöthigt geſehen, gegen das Meer hin einen Erdwall von 6 — 8 Fuß Höhe aufzuführen, um die Einfaſſung von Bäumen, die ſeinen Hof umgibt, zu ſchützen. Die dem Wall zunächſt ſtehende Reihe erhebt ſich kaum über denſelben, die dahinter befindlichen werden immer etwas höher, ſo daß die letzte Reihe eine Höhe von ungefähr 30 Fuß erreicht. So wie ſie unter die Wirkung des Windes kommen, iſt der Stamm, der bis dahin ſeine volle Stärke behielt, auf einmal wie abgeſchnitten, und die Zweige breiten ſich nach der entgegengeſetzten Seite aus, als wenn ſie an ein undurchdringliches Gewölbe angeſtoßen wären. Hinter dieſem Schutz gedeihen die Obſtbäume ganz wohl.

Der Boden iſt in dieſer Gegend ſteiniger als bei Goderville, und die Seeſtürme entblößen darauf nicht ſelten die Saaten; doch findet man auch manche mehr gebundene Ländereien. Der Kreidefelſen mit dazwiſchen liegenden Adern von Feuerſtein (welcher Flintenſteine gibt) bildet immer auf gleiche Weiſe den Untergrund bis zu einer Tiefe von 30, 40, 50 und mehr Fuß. Eben ſo auch durch das ſteile Meeresufer, deſſen ſenkrechte Erhebung zwiſchen 100—200 Fuß wechſelt. Die Feuerſteinadern veranlaſſen mehre reichliche Quellen von ſüßem Waſſer, die ſich in ſchönen breiten Fällen in das Meer ergießen. Dieſer Feuerſtein, der in weißer, gelber und vornehmlich ſchwarzer Farbe vorkommt, wird gewöhnlich, mit Ziegeln vereint, zur Erbauung von Wohnhäuſern angewendet, und da man ihn zu Würfeln behaut und niemals abputzt, ſo gibt dieſer Farbenwechſel, von dem man immer einen vortheilhaften Gebrauch macht, den Gebäuden ein ganz originelles Anſehen, das ſich zwiſchen dem Grün der Baumgärten, aus dem ſie hervorſchauen, recht artig ausnimmt.

Die Beſitzung des Herrn Argent beſteht nur aus 60 Ackern Feld und 30 Ackern Weideland am Meeresgeſtade. Es gibt in dieſer Gegend wenig größere Güter, die meiſten haben nur einen Pflug. Faſt alle ſind ohne Wieſen, die noch dazu, ſobald ſich deren ja vorfinden, wegen ihrer Lage in einigen tiefen

Digitized by Google

Schluchten, meistens von schlechter Beschaffenheit sind. Nur die am Ufer des Meeres, wo der Boden salzhaltig ist, machen davon eine Ausnahme; doch ist ihr Preis in der Regel nur wenig höher als der des Ackerlandes. Die Kulturweise ist dieselbe wie in dem in den letzten Tagen von mir durchwanderten Landstriche, nämlich die verbesserte Dreifelderwirthschaft. Doch baut man hier mehr Kohl. Auch das Streichbret am Pfluge scheint mir etwas anders gestellt als in der Umgegend von Havre.

Herr Argent befolgt im Ganzen das landübliche Wirthschaftssystem, jedoch mit einigen Abänderungen, welche durch eine in Fécamp bestehende Zuckerfabrik bedingt werden, für die er Runkeln baut. Er hat dem zu Folge das erste Jahr Weizen, das zweite Jahr halb Hafer, halb Runkeln, das dritte Jahr Klee nach Hafer, nach den Runkeln wieder Runkeln, die demnach zweimal hintereinander auf derselben Stelle stehen. Dieß ist für ihn sehr vortheilhaft; denn da 1. die zweiten Runkeln in ein wohl zubereitetes Land kommen, so kosten sie ihm wenig zu erbauen, und da 2. die Felder in einem Umlauf von sechs Jahren zweimal Hackfrüchte tragen, so sind sie überaus mürbe und rein, obgleich zweimal Halmfrüchte nacheinander folgen und nach diesen erst der Klee seine Stelle findet. Dieser ist indessen, trotz dieses Umstandes, von seltener Schönheit und ganz frei von Unkraut. Nach den allgemein angenommenen Grundsätzen würde es freilich besser sein, wenn der Klee nicht erst in den Hafer, sondern schon in den Weizen gesäet und das ganze eigentliche Brachfeld mit Runkeln bestellt würde. Die nach Klee würden ebenfalls ein ganz reines Land finden und nur wenig Kulturkosten erfordern; allein es würde sich bei dieser Einrichtung eine große Unbequemlichkeit ergeben, nämlich die, daß es nöthig wäre, die Runkeln sämmtlich früh und zu gleicher Zeit herauszunehmen, damit die Weizensaat zeitig genug vollführt werden könnte. Da nun aber das Klima der hiesigen Gegend sehr mild ist, gewährt es großen Vortheil, die Rüben so lange als möglich im Felde zu lassen; denn sie wachsen im Spätherbst noch beträchtlich. Diesen Vortheil sucht sich Herr Argent für seine ersten Rüben im vollen Maße zu verschaffen, und dadurch wird seine Einrichtung die beßte, die er für seine Verhältnisse ergreifen konnte. Dieß ist ein neuer Beweis dafür, daß sich die Fruchtfolgen nach den Verhältnissen richten müssen.

Herr Argent bedient sich zwar des landüblichen Pfluges, arbeitet aber damit tiefer, als es gewöhnlich geschieht, und verdankt diesem Verfahren zum Theil den ungemein hohen Ertrag

Digitized by Google

seiner Felder. Er erntet im Durchschnitt vom Hektar 50000—60000 Kilogramme Runkeln, 25 — 30 Hektoliter Weizen und oft 60 Hektoliter Hafer; (dieß macht vom sächs. Acker 500 — 600 Centner Rüben, 13—15½ Scheffl. Dresd. Scheffl. Weizen und 31 Scheffl. Hafer.) Wenn er die Ackerkrume eines Feldes vertiefen will, läßt er zuvörderst dem Pfluge einen Haken ohne Streichbret mit einem schmalen Schare folgen und damit die Sohle der Furche aufwühlen. Im folgenden Jahre bringt er dann erst die also gelockerte Erde auf die Oberfläche. Auf diese Weise bringt ihm sein Tiefpflügen keineswegs Schaden, im Gegentheil gleich vom Anfange an mannichfache Vortheile.

Die Runkeln verkauft Herr Argent den Centner für 90 Centimes bis 1 Frank und erhält für den halben Preis die Rückstände wieder zurück.

Die Viehhaltung ist in hiesiger Gegend stark. Man zieht hier die beßten Pferde im Lande Caux auf. Ich sah mehre bei Herrn Argent, die ganz vorzüglich waren. Dieser geschickte Landwirth hat auf seinen 90 Ackern Land (51½ Hektaren, 92, 7 sächs. Acker) 8 Pferde, 6 Kühe und 400 Stück Schafe; er hält demnach so viel wie 54 Stück Großvieh auf 51 Hektaren. Dieses Verhältniß erscheint noch ungleich stärker, wenn man erwägt, daß alle diese Thiere von bedeutender Größe sind und hinsichtlich des Futters, das sie erhalten, und des Düngers, den sie geben, hundert Stücken Großvieh in manchen anderen Gegenden gleichkommen. Seine Schafe verdienen eine besondere Erwähnung. Sie bilden eine Unterart von Merinos und sind aus einer denselben Zweck mit Konsequenz verfolgenden Paarung und Fütterung hervorgegangen. Herr Argent hat bei seinen Merinos ähnliche Resultate erhalten, wie Bakewell bei seinen langwolligen Schafen. Sie sind von hoher Feinheit, (ihre Wolle kommt der zweiten Elekta nahe) scheren viel (im Durchschnitt das Stück acht Pfund ungewaschene Wolle) und gleichen im Aeußern völlig dem Dishley-Schafe; d. h. sie haben einen kleinen Kopf, kurze Beine, langen, tonnenförmigen Leib und einen so breiten Rücken, daß mein Hut darauf stehen blieb, obgleich das Thier ziemlich rasch fortlief. Herr Argent hat demnach eine Aufgabe gelöst, mit der sich bisher noch Niemand befaßt, weil man sie für allzu schwierig hielt. Feinheit und Menge der Wolle mit einander zu vereinigen war bisher Alles, was man bei den Merinos zu erlangen suchte. Herr Argent hat mit diesen beiden Eigenschaften noch die einer großen und leichten Mastfähigkeit zu vereinigen gewußt. Die von ihm erlangten Resultate müssen eine Revolution in der Zucht und Haltung der Merinos in Frankreich hervor-

Digitized by Google

bringen. Seine Unterart scheint mir die vortheilhafteste für reiche und fruchtbare Gegenden, und sollte an die Stelle der bloß für die Schlachtbank tauglichen, welche man in solchen Gegenden in der Regel hält, gesetzt werden.

Das gewöhnliche Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau in hiesiger Gegend ist zwar nicht ganz so stark, wie bei Herrn Argent, nähert sich ihm aber doch ziemlich; auch düngt man überall daselbst reichlich. Die gewöhnlich aufgebrachte Quantität beträgt 10—14 vierspännige Fuder auf den Acker, etwa 60000 — 80000 Pfund auf den Hektar (330 — 440 Centner auf den sächs. Acker), und diese Düngung wird alle drei Jahre wiederholt. So sollte man in ganz Frankreich düngen; wir würden dann keine landwirthschaftlichen Produkte mehr einzuführen brauchen, sondern könnten deren im Gegentheil ausführen; diese Produkte würden ferner niedrigere Preise haben und dennoch unseren Landwirthen einen größern Wohlstand verschaffen, als sie gegenwärtig genießen. Um zu einem so glücklichen Erfolg zu gelangen, wäre weiter nichts nöthig als eine Beschränkung der den Halmfrüchten gewidmeten Fläche, ein ausgedehnterer Futterbau und eine stärkere Viehhaltung.*) Die dadurch bewirkte Vermehrung an Erzeugnissen aller Art würde die Verminderung des Körnerbaues gar bald überwiegen.

Außer von dem thierischen Dünger machen die an der Küste wohnenden Landwirthe hiesiger Gegend auch Gebrauch vom Seetang; doch hat dieses Dungmittel hier keinen so hohen Werth wie an der Küste der Bretagne, wo es in größerer Menge wächst und eine geringere Viehhaltung üblich ist als in hiesiger Gegend. Auf einem Gute, das einen Pflug Land hat, braucht man hier jährlich höchstens 30 — 36 vierspännige Fuder Tang. In der ersten Hälfte des Jahres dürfen alle Küstenbewohner denselben sammeln, in der zweiten aber haben nur die Armen das Recht dazu. Zwei gute Arbeiter bringen während der fünfstündigen Ebbe ein vierspänniges Fuder zusammen, das mit 6 Franken bezahlt wird. Man fährt 12 solche Fuder auf den Acker und schätzt dieß einer mittelmäßigen Mistdüngung gleich. Der Tang muß sogleich auf das Feld gebracht und gestreut werden; bleibt er auf Haufen stehen, so geht er schnell in Fäulniß über und läßt fast gar nichts zurück.

Man mergelt hier ganz auf dieselbe Weise, wie in den währ, end der letzten Tage von mir durchwanderten Gegenden.

---

*) Die hier gegebene goldene Regel paßt auch für viele Gegenden unsers deutschen Vaterlandes.

Seit undenklichen Zeiten kalkt man hier den Weizen auf die von Mathieu de Dombasle angegebene Weise.*) Man wendet 9 Litres (47 L. = 50 Kannen Dresd.) Kalk und 1 Pf. Salz auf 400 Pfund Weizen an. Bisweilen ersetzt man das Salz durch Meerwasser.

Der Samenwechsel ist bei dem Hafer in hiesiger Gegend unumgänglich nöthig, weil diese Frucht ungemein schnell ausartet.

Das Getreide wird hier in der Regel mittels der Sense abgebracht, wobei man ¼ mehr an Stroh erhält als bei Anwendung der Sichel. Gewöhnlich trifft man für die ganze Ernte ein Abkommen mit den Arbeitern. Herr Argent nimmt für seine 45 mit Halmfrüchten bestellten Acker 3 und 6 Männer und 2 Weiber, welche das Getreide abbringen, aufbinden, zweimal wenden, aufladen, banfen und je nach den Umständen auf Feimen setzen oder nicht. Dafür erhalten sie 480 Franken an Geld, 800 Pfund Weizen (das Getreide wird hier meistens pfundweis verkauft) und 700 Pots (47 Pots=53 Dresd. K.) Cider, werden auch noch überdieß während der Arbeit gespeist.

Die Landbewohner, größtentheils kleine Feldbesitzer und Tagelöhner, sind sehr geschickt in allen ländlichen Arbeiten, überaus fleißig, thätig und verständig in der Behandlung des Viehes. Sie nähren sich gut und konsumiren ziemlich viel Fleisch und Fische. Das Gesinde in den größeren Wirthschaften erhält alle Tage wenigstens einmal, nicht selten sogar zweimal Fleisch.

Bei Fortsetzung meiner Reise nach Dieppe berührte ich die Stutterei zu Valmont, welche dem Herrn v. Hocquart zugehört und durch ihre schönen Pferde berühmt ist, die sie in nicht geringer Menge liefert.

Der Boden bleibt fortwährend ziemlich derselbe, eben so dessen Bearbeitung; doch baut man hier weniger Futter und mehr Raps als in dem Arrondissement von Havre. Diese Pflanze wird stets gepflanzt, und zwar jedesmal hinter dem Pfluge und in jede Furche. Ein Pflug und zehn Weiber machen täglich einen Acker fertig.

Zu Ouville bei Dieppe sah ich bei Herrn Houdeville, einem sehr geschickten Landwirthe, eine herrliche Herde Merinos, die an Gestalt und Feinheit denen des Herrn Argent ganz gleichkommen, wenn sie selbige nicht gar übertreffen.

Diese beiden ausgezeichneten Landwirthe haben nach einer Richtung hin und mit gleichem Erfolge gearbeitet; aber Herr Houdeville hat eher angefangen. Seit mehr als zwanzig Jahren bemüht er sich mit Beharrlichkeit, eine neue Unterart von

*) Universalblatt der Land- und Hauswirthschaft. B. 6. u. B. 10. S. 125.

Merinos darzustellen, die fein und wollreich sein und sich zu gleicher Zeit leicht und mit Vortheil mästen lassen soll. Er hat, um dieses Ziel zu erreichen, weder Mühe noch Geld bei der Fütterung und Abwartung der Thiere, besonders aber auch bei dem Ankauf von Stähren gespart, die er während einer langen Zeit nur bei Herrn Ternaux nahm. Jetzt scheinen die Heerden der Herren Argent und Houdeville Constanz genug erlangt haben, um Widder zu liefern, die anderwärts zur Erzeugung einer ähnlichen Race dienen können.

Herr Houdeville bedient sich des kleinen normännischen Pfluges und ackert stets nur zweispännig. Seine Pferde füttert er während des Winters, so wie während eines Theils des Herbstes und Frühjahrs mit gekochten Kartoffeln, die er zerdrücken und mit Getreideschrot vermengen läßt. Die tägliche Ration für zwei Pferde ist 25 Pfund Kartoffeln und 4 Pf. Körner. Er erspart bei dieser Fütterungsweise $\frac{3}{4}$ des sonst nöthigen Haferfutters, auch etwas Heu.

Die Ernte wird in dieser Gegend zum Theil durch Artesier*) beschickt, die solche in Accord übernehmen und das Getreide mit der flamändischen Hausense, (dem Sichet) abbringen. Die Einwohner des Landes selbst bedienen sich dazu durchgängig der Sense. Mehre Landwirthe haben die Anwendung des Sichets auch versucht, aber nicht damit übereinkommen können. Sie glauben alles Ernstes, daß die Artesier eine ganz besondere Befähigung zum Gebrauch dieses Werkzeuges besitzen.

Von Dieppe**) wollte ich nach Eu gehen, von da die Landschaft Brie durchwandern und dann durch die Departements der Somme, des Norden und der Ardennen nach Noville zurückkehren; aber meine Berufspflichten riefen mich früher dahin zurück, ich sah mich daher genöthigt, den geradesten Weg zu wählen und dem zu Folge über Paris zurückzugehen. Ich richtete also meine Schritte nach Neufchatel, sehr bedauernd, daß ich weder die herrlichen Privatbesitzungen des Königs zu Eu, noch die musterhaft eingerichtete Wirth-

*) Bewohner der alten Grafschaft Artois, die auch den artesischen Brunnen den Namen gegeben, jetzt einen Theil des Departements Pas de Calais ausmacht und die alte berühmte Stadt Arras an der Scarpe zur Hauptstadt hat.

**) Dieppe, berühmte Bezirks- und Seestadt im Dep. der Nieder-Seine, an der Mündung des Flusses Arques unter 49° 55′ 17″ Br. und 78° 44′ 12″ L. gelegen. Sie hat über 16000 Einwohner und außer dem einer Seestadt überhaupt eigenthümlichen lebhaften Verkehr noch mancherlei Fabrikbetrieb und die besuchtesten Seebäder des nördlichen Frankreichs.

Digitized by Google

schaft des Herrn Desjobert, eines ehemaligen Schülers von Roville, zwischen Eu und Blangis, besuchen konnte.*) Diese Wirthschaft ist besonders dadurch merkwürdig, daß man daselbst den wichtigsten ländlichen Industriezweig der Umgegend, die Fabrikation der berühmten Neufchateler Käse, im Großen und mit Glück betreibt, ob man gleich die Kühe auf andere Weise füttert, als es hier zu Lande gebräuchlich ist. Herr Desjobert besitzt überdieß noch eine schöne Heerde South-down-Schafe, die gegenwärtig in seiner Umgebung sehr beliebt sind und stark gesucht werden.

Jemehr man sich der sogenannten Landschaft Brai nähert, nimmt die Gegend einen andern Charakter an, sie wird düsterer. Die Fläche des ackerbaren Landes verringert sich, die der Waldungen und besonders des Weidelandes wird größer; das Erdreich ist sehr uneben; der Boden ändert sich auf gleiche Weise und wird im Ganzen strenger.

Die Landschaft Brai umfaßt den östlichen und nordöstlichen Theil des Departements der Nieder-Seine und der daranstoßenden Distrikte des Departements der Oise und der Somme. Sie macht in Bezug auf Bodenkultur ein ganz für sich bestehendes Land aus; die Weidewirthschaft herrscht daselbst vor; des Ackerlandes ist so wenig vorhanden, daß die erbauten Körner für den Bedarf der Gegend nicht hinreichen. Das Weideland nimmt drei Viertheile der nicht mit Wald bedeckten Fläche ein. Ueberall eignet sich der Boden zum Graswuchs, es ist weiter nichts nöthig, als ihn nur kurze Zeit liegen zu lassen, um eine vortreffliche Weide zu bekommen. Diese Eigenthümlichkeit des Bodens erlaubt es, von Zeit zu Zeit diese Weideländereien umzubrechen, um einige Früchte daraus zu ziehen. Dadurch wird sogar der Graswuchs erneut und verbessert. Es gibt indessen auch manche Punkte, wo der Boden minder graswüchsig (herbu) ist, und wo man die Weiden nicht umbrechen darf, weil sich der Rasen zu langsam wieder erzeugt. Dieses Uebel würde verschwinden und man würde diese Weiden eben so gut

*) Eu, kleine Stadt mit ungefähr 4000 Einwohnern im Dep. der Nieder-Seine unter 50° 2′ 52″ und 19° 5′ 3″ L. an der Bresle, kaum ¼ Stunde vom Meere. Blangis, ein Flecken in demselben Dep. und an demselben Flusse, südöstlich von jener Stadt gelegen mit ungefähr 2000 Einwohnern und einer besonders berühmten Bierbrauerei, deren es überhaupt in diesem Theile von Frankreich sehr viele gibt. Neufchatel, Bezirkshauptstadt im Dep. der Nieder-Seine mit ungefähr 4000 E. an der Bethune unter 49° 45′ Br. 19° 5′ L. gelegen.

Digitized by Google

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

wie die andern umbrechen und dadurch die Beschaffenheit des Grases umändern und verbessern können, wenn man die Ländereien, welche man wieder zu Gras niederlegen will, ansäete. Dieses Verfahren ist keineswegs kostbar, sobald man von den Pflanzen, die man zur Ansaat bestimmt hat, den Samen selbst zieht, und hat in den Gegenden, wo es eingeführt ist, nicht nur dem ganzen Lande ein anderes Ansehen gegeben, sondern es auch möglich gemacht, fünf- bis sechsmal mehr Vieh als früher zu erhalten. Ich habe gefunden, daß diejenigen Ländereien, welche man mir in der Brai als solche bezeichnete, die sich nur schwer begraseten, größtentheils kalkig, die anderen dagegen, wo dieß nicht der Fall, lehmig oder gar thonig und kühl waren.

Fast alle diese Weiden sind mit Aepfelbäumen bepflänzt und durch lebendige Hecken in Koppeln von 1—2 Hektaren Flächenraum abgetheilt. Nach der Meinung der Einwohner schaden diese Bäume dem Graswuchs nicht, sondern sind ihm im Gegentheil zuträglich, wenigstens in trockenen Jahren. Sie sind überdieß dem Vieh fast unentbehrlich wegen des Schattens, den sie ihm während der größten Hitze gewähren. Mehre dieser Weiden gleichen an Fruchtbarkeit denen der Nieder-Normandie, und man sagt, daß in der günstigsten Jahreszeit ein Stock, den man des Abends auf die vom Vieh abgefressene Grasnarbe geworfen habe, den nächsten Morgen vom Grase überwachsen sei.

Milchkühe machen den größten Theil des hiesigen Viehbestandes aus. Ihre Milch wird in der Umgegend von Forges und Gournai*) zu Butter, in der von Neufchatel zu den köstlichen kleinen Käsen verarbeitet, die unter den Namen: „Neufchateler Spunde (boudons de Neufchatel) oder weiße Neufchateler" bekannt sind.**) Butter und Käse werden nach Paris, Rouen und Havre versendet und tragen viel zum Wohlstand des ganzen Landes bei; nicht nur durch das Geld, welches sie in dasselbe bringen, sondern auch mittelbar durch die große Masse von Dünger, zu deren Erzeugung sie Veran-

*) Gournai s. S. 16., Forges, zur Unterscheidung Forges les Eaux, wegen eines in seiner Nähe befindlichen berühmten Mineralbrunnens, genannt, ist ein Marktflecken im Depart. der Nieder-Seine, nicht fern von der Epte mit etwa 1200 E. unter 49° 38 Br., 19° 15' L.

**) Eine kurze Angabe von der Art und Weise der Verfertigung dieser Käse folgt im Anhange.

Digitized by Google

lassung geben. Das ist der große unermeßliche Vorzug, welchen die auf thierische Erzeugnisse vornehmlich gerichtete Landwirthschaft vor einer solchen hat, die hauptsächlich Pflanzenprodukte berücksichtigt. Während jene den Boden und seinen Bebauer reich macht, führt diese, nachdem sie Anfangs einige Vortheile gewährt hat, leicht beider Verarmung herbei. Aber der Weg, welchen letztere vorschreibt ist leicht zu befolgen und anmuthig bei'm Anbeginn, deßhalb schlagen ihn die meisten unserer Landwirthe ein. Die Fabel von den goldenen Eiern findet hier in vollem Maße ihre Anwendung. Zum Glück hat die Erde ein zähes Leben; wenn sie dieselbe noch nicht todtgeschlagen haben, ist es wahrlich nicht ihre Schuld.

Man hält in den besseren Theilen der Landschaft Brai auf einem Acker Land von 66 Aren = 356 sächs. Quadratr., eine Kuh, ein ungeheures Verhältniß, das man unglücklicher Weise fast nirgends in Frankreich antrifft. Diese Kühe sind von normännischer Race. Sie geben im mittlern Durchschnitt entweder 3000 — 4000 Stück Käse des Jahres, von denen 100 St. für 10—12 Franken verkauft werden; oder 170 Pf. Butter und 300 Pf halbfette, sogenannte Heukäse. Ueberdieß mästet man mit den Abgängen des Molkereiwesens eine Menge Schweine und zieht nebenbei noch Pferde auf, die man nach den Kühen auf die Weide bringt, um von ihnen das Gras abfressen zu lassen, das diese verschmäht haben. Man läßt die Kühe nur acht, höchstens vierzehn Tage in einer Koppel. Manche Weiden, die sich vorzüglich zum Mästen eignen, werden bloß dazu benutzt, indem man immer mit dem darauf fett zu machenden Vieh wechselt. Der Hektar Weideland wird nicht selten bis mit 5000 Franken bezahlt. Ein Landgut von 24 bis 25 Hektaren Weide- und 10—15 Hektaren Ackerland wird für 4000 Franken verpachtet und erfordert ein Betriebskapital von 16000 Fr. Die ganze Gegend verbessert sich zusehends; die großen Heidestrecken in der Umgebung von Forges werden nach und nach sämmtlich umgebrochen und zuerst in Feld, späterhin in fruchtbares Weideland umgeschaffen. Diese Umwandlung ist leicht, weil sie durch das feuchte Klima und die große Menge von Dünger, der sich im Besitz der Landleute befindet, begünstigt wird. In der ganzen Gegend bedient man sich hauptsächlich eines Pfluges mit umzusetzendem Streichbrete, vor den man bisweilen sechs Pferde spannt.

Zwischen Gournai und Gisors*) hört die Landschaft Brai auf und das normännische Vexin nimmt seinen An-

*) Siehe S. 14. u. S. 16.

fang; aus diesem kommt man dann in das französische Vexin bei Pontoise.*) Die Schafe, welche in diesem Landtheile die Hauptviehhaltung ausmachen, werden in der Nähe der letztgenannten Stadt durch Kühe ersetzt. Man mästet hier für Paris eine beträchtliche Menge Kälber, deren Fleisch berühmt ist. Da der Preis der Milch und Eier nicht vermuthen läßt, daß man sie einzig zu diesem Zweck anwende, vielmehr zu glauben ist, daß man andere Mittel zur Erzeugung eines so guten Fleisches anwende, so würde es sehr interessant sein, zu wissen, wodurch man hier jene beiden Nahrungsmittel ersetzt, da solches anderwärts nie gelungen ist; allein man macht ein Geheimniß daraus, und es war mir unmöglich, etwas Gewisses darüber zu erfahren.

Von Paris ging ich nach Roville und kam auf diesem Wege durch einen großen Theil der Landschaft Brie, den Mittelpunkt der Champagne, so wie durch den Süden des Departements der Maas. Ich besuchte im Vorbeigehen die berühmte Veterinärschule zu Alfort, deren Direktor Herr Yvart, ein eben so geschickter Landwirth wie Thierarzt, mir die schöne Heerde Dishley-Schafe zeigte, die er in England nebst mehren Arten von Schweinen gekauft hatte. Die Regierung, welche diese verschiedenen Viehracen auf ihre Kosten kommen ließ, hat der Landwirthschaft in Frankreich dadurch einen wahren Dienst erwiesen. Wenn auch die Fabrikanten gegenwärtig wenig Lust bezeigen, die Wolle von jenen Schafen zu kaufen, (mit der Merinowolle war es ja früher derselbe Fall) so bin ich doch überzeugt, daß sich dieselben immer mehr verbreiten und in allen niedrig gelegenen Gegenden Frankreichs, wo die Merinos nicht wohl gedeihen und sich bereits den Dishley ähnliche, nur minder gute Schafracen finden, großen Nutzen schaffen werden.

Nachdem ich Alfort**) verlassen hatte, ging ich über die von der Marne gebildete Halbinsel Saint-Maur, welche den sandigsten und ärmsten Boden in der Umgebung von Paris hat. Man wendet daselbst einen Pflug nach Art des von Herrn Guillaume erfundenen an,***) der mir als der beßte

*) Pontoise Bezirkshauptstadt im Dep. der Seine und Oise, an der Oise bei dem Einfluß der Viorne in selbige, unter 49° 3′ 2″ Br. 19° 45′ 7″ L. gelegen. Gegen 6000 E., Schloß und Garten des Prinzen Conty.

**) Das ganz in der Nähe von Paris liegende Schloß Alfort besitzt eine sehr gut eingerichtete Thierarzneischule, die mit allen Erfordernissen, einem zootomischen Theater, einem botanischen Garten ꝛc. versehen ist.

***) Der hier erwähnte Pflug des Herrn Guillaume ist ein Räderpflug mit geschwungenem Streichbrete, der sich von anderen Pflügen

in der ganzen Gegend vorgekommen ist. Jenseits der Marne kommt man in die Landschaft Brie, die ehedem wegen ihrer hohen Kultur berühmt war, aber, weil sie auf dem einmal erreichten Standpunkte stehn geblieben, in neuerer Zeit in dieser Hinsicht von vielen Gegenden, die sonst hinter ihr zurück waren, erreicht, ja wohl gar übertroffen worden ist. Es läßt sich im Allgemeinen ein Fortschritt zum Besseren nicht verkennen; derselbe macht sich besonders seit einigen Jahren bemerkbar und ward wohl vornehmlich herbeigeführt durch mehre unterrichtete Grundeigenthümer, die ihre Besitzungen selbst bewirthschaften, durch die landwirthschaftlichen Vereine, die sich gebildet haben, und ganz besonders durch das Beispeil, welches die Unterrichts-Anstalt zu Grignon*) gegeben hat. Diese vortrefflich eingerichtete Anstalt scheint überhaupt auf die Umgegend der Haupt-

---

dieser Art vornehmlich durch die Richtung unterscheidet, welche der Erfinder der Zuglinie gegeben hat. Das Vordergestell (der Wagen, das Aechschen) ist an ihm nicht mittels eines an einer Kette hängenden Ringes, durch den der Grindel vor- und zurückgeschoben, und dadurch der Pflugkörper den Rädern näher gebracht oder von ihnen mehr entfernt werden kann, mit diesem verbunden, sondern hängt mittels einer nach Erforderniß zu verlängernden oder zu verkürzenden Kette an einem Haken, der fast in der Mitte des Grindels oder Pflugbaumes an dessen unterer Seite, ein wenig vor dem Seche, angebracht ist. Der Pflugbaum selbst ruht zwischen Säulchen auf dem Vordergestell fest und wird, je nachdem der Pflug seichter oder tiefer gehen soll, durch Verlängerung oder Verkürzung jener Kette mehr oder weniger hoch über den Erdboden erhalten. Dieser übrigens den besseren Schwingpflügen ähnlich konstruirte Pflug erhielt im J. 1807 von der Centralgesellschaft des Ackerbaues zu Paris einen Preis von 3000 Fr. als der vollkommenste, der damals in Frankreich existirte; denn, sagten die Preisrichter, die Güte eines Pfluges wird durch Folgendes bestimmt: er muß einfach und dauerhaft in seiner Zusammensetzung sein; sich leicht führen und in dem Boden mit geringer Mühe erhalten lassen, mit seinem Schar die Erde, welche das Streichbret umwendet, vollkommen abschneiden, leicht zu schmalen und breiten Furchen, zu einem seichten oder tiefen Gange je nachdem es verlangt wird, zu stellen sein und nur eine geringe Zugkraft erfordern. — Allen diesen Anforderungen schien damals dieser Pflug am beßten zu entsprechen, in neuerer Zeit ist er jedoch durch mehre andere für besser gehaltene Pflüge ziemlich verdrängt worden. Eine Abbildung des Pfluges des Herrn Guillaume befindet sich in dem trefflichen Werke: **Maison rustique du XIX. Siècle. Tome premier S. 188.**

*) Ueber die in einem großartigen Style angelegte, mit allen Erfordernissen reichlich versehene und mit einer Muster-, auch Versuchswirthschaft in Verbindung gesetzte landwirthschaftliche Lehranstalt zu Grignon, welche unter der Leitung des verdienstvollen **Bella**, eines Schülers unsers Thaer's, steht, finden sich mehre

stadt in mehren Beziehungen einen sehr wohlthätigen Einfluß auszuüben. Ich sprach nur deßhalb nicht ausführlicher von ihr, weil ich die Meinung hegte, daß sie im Publikum bekannt genug sei.

Zu Roizey in der Landschaft Brie besuchte ich ein Landgut, das von den Herren Gervais und Laroche, zwei ehemaligen Schülern von Roville, bewirthschaftet wird. Sie sind noch zu kurze Zeit daselbst, als daß ich von den Erfolgen ihrer Wirthschaftsführung etwas Bestimmtes sagen könnte; es läßt sich jedoch von der Klugheit, mit der sie begonnen haben, von der Ausdauer, die sie in der Befolgung der weisen Grundsätze ihres Lehrers Matthieu de Dombasle zeigen, so wie von ihrer Einsicht und Thätigkeit erwarten, daß sie sehr günstige Ergebnisse erlangen werden. Sie haben noch keinen festen Plan sich gemacht; ehe sie in dieser Hinsicht einen unabänderlichen Entschluß fassen, wollen sie erst noch prüfen und beobachten. Sie haben zur Zeit nur solche Abänderungen vorgenommen, deren Ausgang nicht zweifelhaft ist. So haben sie die Kühe abgeschafft, weil ihnen eine einfache Berechnung gezeigt hat, daß deren Milch, welche in dieser Entfernung von Paris nur mit 10 Centimen das Litre (die Dresd. K. 6⅔ Pfennig) bezahlt wird, die Unterhaltungskosten nicht deckt, selbst wenn man den Dünger sehr hoch anschlägt. Sie gehen damit um, den Dombasle'schen Pflug bei sich einzuführen, jedoch mit Vorsicht dabei zu Werke zu gehen und gleichzeitig einige theilweise Verbesserungen an dem in der Umgegend gebräuchlichen anzubringen. Sie gedenken ferner, in Zukunft viel Futter für Paris zu bauen und dagegen von dort Dünger mit zurückzunehmen; sie haben zu dem Ende bereits ein Abkommen mit einigen Omnibusunternehmern getroffen. In einem alten ausgetrockneten Teiche, welcher 14 Hektaren hält, und in den die früheren Wirthschafter fortwährend Getreide zu säen beflissen waren, ob selbiges gleich jederzeit sich lagerte, wollen sie Gemüse bauen, das sich hier in Folge einer sehr sonderbaren Anomalie leichter und zu höheren Preisen absetzen läßt als in den Pariser Verkaufshallen. Ihr erpachtetes Gut hat 253 Hektaren; sie zahlen ungefähr 57 Franken Pacht vom Hektar und haben auf 27 Jahre gepachtet.

---

interessante Berichte in den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen vom Jahre 1830 und in dem Universalblatt für Land- und Hauswirthschaft. B. 6. S. 44. u. B. 8. S. 30. Der Ort selbst, ehemals ein königliches Schloß, liegt nicht fern von Versailles.

Digitized by Google

Die Landschaft Brie ist fast ganz eben, ausgenommen in der Nähe der Flußvertiefungen; auch die Rebgelände liegen meistens in der Ebene. Sie geben nur einen mittelmäßigen Wein. Zu seiner geringen Güte trägt indessen das hier herrschende Klima wohl etwas mit bei, das zwar mild, aber dabei feucht ist. Der Boden ist überall ziemlich gebunden, oft sogar thonig, und hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit sehr verschieden. Nach Ferté Gaucher hin, wo man keinen Kalk mehr im Untergrunde findet, ist das Erdreich kalt, zum Versäuern geneigt und nur durch starke Mistdüngungen, vorzüglich aber durch das Mergeln, von dem hier mit glücklichem Erfolg ein starker Gebrauch gemacht wird, zu einem hohen Ertrag zu bringen. Näher an Paris ist er viel reicher, besonders an den Ufern der Marne, wo er von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist und im mittleren Durchschnitt 25 — 30 Hektoliter Weizen vom Hektar gibt (14 bis 17 Dresd. Schffl. v. sächs. Acker). Das Land ist ziemlich reich an Gehölzen und natürlichen Wiesen; von letzteren werden nur sehr wenige bewässert, ob solches gleich an vielen Stellen mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen wäre und wegen der theuren Futterpreise viel Vortheil bringen müßte. Ein Theil des Bodens liegt in kleinen Besitzungen; doch gibt es auch viel große Güter, die meistens verpachtet sind, der Hektar für 50 = 100 Franken. Der Kaufpreis eines Hektars ist 1500 bis 4000 Franken. Die kleinen Besitzungen werden im Verhältniß noch einmal so theuer bezahlt. Die gewöhnliche Pachtzeit ist neun Jahre und es gilt als Regel, daß der Pachter die ersten drei Jahre damit zu thun habe, die Ländereien in Stand zu bringen, um die nächsten drei Jahre die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen und in den letzten drei Jahren das wieder herauszuziehen, was er Anfangs hineingesteckt. Dieses für die Pächter und Landgüter gleich verderbliche System ist eine unvermeidliche Folge der kurzen Pachtzeit.

Man rechnet hier ein Betriebskapital von 12000 — 15000 Franken auf einen Pflug Land, von 40 — 45 Hektaren und hält gewöhnlich auf eine solche Fläche 100 Schafe, 4 — 6 Kühe normännischer oder picardie'scher Race und drei starke Pferde. Man hat jedoch nur auf den Gütern Schafe, die wenigstens zwei Pflüge stark sind, und dann da, wo sie gemeinschaftlich ausgetrieben werden. In den kleineren Wirthschaften ersetzt man sie gewöhnlich durch Kühe in dem Verhältniß von einer Kuh auf zehn Schafe. Die hauptsächlichsten Produkte sind, außer Weizen und Hafer, Futter, fette Hammel, Wolle und Milch, die bis zu einer Entfernung von 7 — 8 Lieues von Paris frisch verkauft wird, jedoch mit wenig Vor-

Digitized by Google

thei; weiter von der Hauptstadt wird sie entweder zum Mästen der Kälber oder zur Bereitung der berühmten Käse von Brie benutzt.*) Der Mittelpunkt der letztgenannten Benutzungsweise ist Crecy,**) wo ein bedeutender Markt gehalten wird. Eine Kuh gibt jährlich 8—12 Dutzend Käse, von denen das Dutzend für 45—60 Franken verkauft wird. Man füttert beständig auf dem Stalle und baut zu diesem Ende viel Futter an, namentlich Luzerne, Klee, Wicken und Rüben; man fängt auch an, mehr andere Wurzelgewächse zu kultiviren, besonders in den kleinen Wirthschaften, die sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Käsen abgeben.

Es gibt viel gleichmäßig fortbestehende Schafheerden, Merinos oder ziemlich feine Mestizen von bedeutender Größe; in mehren Wirthschaften erneut man jedoch auch die Heerde zweimal des Jahres. Man kauft nämlich im Sommer gewöhnliche Landschafe, weidet selbige auf den Klee-, Wicken- und Stoppelfeldern fett und verkauft sie im Herbst, nachdem sie geschoren worden. Hierauf kauft man Merinos oder Mestizen, die zum Theil aus der Champagne kommen, füttert sie während des Winters gut und mästet sie vollends im Frühjahr; dann werden sie nach der Schur an den Fleischer verkauft. Man pfercht viel und düngt abwechselnd das Land einmal auf diese Weise und dann einmal mit Stalldünger.

Zum Zug gebraucht man Pferde, die zum Theil im Lande selbst, östlich nach der Champagne hin, aufgezogen werden, meistens aber aus der Picardie, der Perche***) und dem Lande Caux kommen.

Der Pflug von Brie galt ehedem als der beßte in ganz Frankreich. Er ist groß in seinen Verhältnissen, hat ein feststehendes Streichbret und ein Vordergestell mit Rädern, wie alle Pflüge in dem nördlichen und einem großen Theile des mittleren Frankreichs. Er liefert eine dem Auge wohlgefällige Arbeit, jedoch auf Kosten ihrer Güte, weil er den umgekehrten Erdstreifen fest drückt und dieses der Lockerung des Bodens schadet; auch wird dadurch ein bedeutender Widerstand hervorgebracht, und dieser überdieß noch durch den starken Vorsprung am Vordertheile des Streichbrets, dem sogenannten Magen, (s. S. 43.) nicht wenig vermehrt. Man ist daher genöthigt, drei starke

*) Ueber die Bereitung und Eigenthümlichkeit dieser Käse findet sich im Anhang eine kurze Angabe.

**) Crecy, ein Städtchen mit etwa 1100—1200 E. im jetzigen Departement der Seine und Marne am großen Morin, einem in die Marne fallenden Flüßchen.

***) S. S. 25.

Digitized by Google

Pferde davor zu spannen, auf einem Boden, wo ein Schwingpflug nur eins, höchstens zwei bedürfen würde. Man pflügt den Boden in kleine, 8—12 Furchen breite, flach gewölbte Beete und ackert viel im Winter. Uebrigens werden die hiesigen Ackerleute mit Recht für die geschicktesten in ganz Frankreich gehalten; nirgends, selbst nicht in Sachsen,*) habe ich Arbeiter dieser Art gesehen, die ihr Geschäft so gut verstanden hätten. Ein Knecht bekommt hier, wie im dem Dep. der Nieder-Seine, 250—350 Franken jährlich an Lohn; die Beköstigung ist überdieß noch sehr gut. Die ländliche Bevölkerung ist im Allgemeinen hier sehr fleißig, besonders wenn sie für sich oder im Verding arbeitet; letzteres geschieht häufig. Einen Hektar Weizen zu ernten, kostet beinahe 20 Franken,

*) Da der Verf. den belgischen und pfälzischen Ackerbau zu kennen scheint, an dem man immer die vorzügliche Pflugarbeit rühmt, so ist es zu verwundern, daß er gerade Sachsen als dasjenige Land nennt, wo er nächst der Landschaft Brie die geschicktesten Ackerleute gefunden habe. Es ist zu bedauern, daß er über diesen Gegenstand keine nähere Erklärung gegeben, auch nicht genau bezeichnet hat, welche Gegend dieses Landes er vorzugsweise im Auge hat. Ganz Sachsen kann er unmöglich meinen; denn leider ist nicht zu verkennen, daß in vielen Theilen davon das Ackerwerk ziemlich nachlässig und mit unzweckmäßigen Werkzeugen betrieben wird, und daß nur Wenige darin sich auszeichnen. Der Unterschied darin ist überaus groß, wie es denn wohl überhaupt kaum ein Land gleichen Umfanges gibt, wo auf einem kleinen Raum, nah aneinander grenzend, bei dem gesammten Ackerbaubetrieb so auffallend von einander abweichende Verfahrungsarten zu finden sind, unter denen es mehre gibt, für die ein vernünftiger Grund sich nicht denken läßt. Es ist dieß eine Ursache mit, warum eine Beschreibung der sächsischen Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande so überaus schwierig und gar nicht denkbar ist, wenn man das Land nicht in viele, oft sehr kleine Distrikte abtheilen und jeden einzeln behandeln will. Daher auch die vielen abweichenden Urtheile über diese Landwirthschaft, die jederzeit verschieden ausfallen müssen, je nachdem man diese oder jene Gegend betrachtet; denn während die eine sich durch mehr Löbliches auszeichnet, findet man in einer andern, vielleicht hart daneben liegenden, mehr Tadelswerthes. Im Ganzen läßt sich aber wohl annehmen, daß des Lobenswerthen mehr als des Tadelnswerthen zu finden, und daß in neuerer Zeit die sächsische Landwirthschaft von Vielen, ohne gründliche Untersuchung, verunglimpft worden sei. An persönlichem Fleiß und an Wirthlichkeit wenigstens lassen es die sächsischen Landleute nicht fehlen. Sie sehen es in dieser Hinsicht mit allen andern in Deutschland an, dürften sogar darin viele übertreffen und in manchen Dingen bereits weiter sein, wenn nicht so viele beschränkende Fesseln den freien Betrieb ländlicher Thätigkeit bisher gehindert hätten. Erfreulich ist es, zu sehen, daß Ausländer über uns richtiger urtheilen, als viele Inländer und als Inländer Aufgenommene.

Digitized by Google

wenn man die Speisung der Leute mit hinzurechnet. Das ist etwas mehr als im Lande Caux.

Sämmtliches Vieh wird hier sehr gut gefüttert und abgewartet. Die Schafe weiden auf den Klee-, Wicken-, Mengkorn- und Stoppelfeldern. Nur die von den Gemeinden gehaltenen werden schlecht genährt, weil man ihnen weiter nichts einräumt als die täglich mehr Beschränkung erleidende Brache und die Stoppeln nach der Ernte. Fast dasselbe habe ich in allen Ländern gefunden, durch die ich auf meinen Reisen gekommen bin. Auch geben diese Gemeindeheerden nicht nur einen sehr geringen Ertrag, sondern sie sind auch die fortwährende Veranlassung von Felddiebereien und Beschädigungen an den Früchten da, wo es keine Gemeinweiden mehr gibt und die Brache immer mehr beschränkt und gut angebaut wird. Man kann diesen Unannehmlichkeiten nur dadurch begegnen, daß man die Schafe bis nach der Ernte auf dem Stalle füttert, wie es in einigen Gegenden von Rheinpreußen geschieht. Es würde dann Vortheil bringen, wenn man größtentheils Mutterschafe hielte und deren Milch benutzte, welche bei einer guten Stallfütterung immer reichlich erfolgt. Eine ähnliche Maßregel dürfte vorzüglich bei den Ziegen zu nehmen sein, und dadurch nicht nur eine Vermehrung und stärkere Haltung dieser den Armen so nützlichen Thiere, ohne Nachtheil für den Grundbesitz bewirkt, sondern auch ihr Ertrag erhöht werden, wie es das Beispiel der Goldberge (Monts d'or) beweis't, wo die Ziegen das ganze Jahr auf dem Stalle gefüttert werden.

Die ländlichen Gebäude sind in der hiesigen Gegend gut eingerichtet und meistens ziemlich geräumig. Sie hängen an einander und umschließen einen bald mehr, bald weniger großen Hof, in dessen Mitte sich die Miststätte befindet. Dieser fehlt in der Regel ein Loch zum Auffangen der Jauche, wie es leider in fast ganz Frankreich der Fall ist, wo man, außer in Flandern und Elsaß, diese so wichtige und nützliche Einrichtung fast gar nicht kennt. Ueberall sieht man nach jedem Regen dieses köstliche Dungmittel und mit ihm den Reichthum des Landwirths in den Wegen, Straßen und Gräben der Dörfer, die dadurch unsauber werden, dahin fließen oder sich in Bäche ergießen, deren Wasser es verdirbt, da es doch so viel zur Vergrößerung der Ernten dienen könnte. Man erzeugt im Allgemeinen in Frankreich nicht nur zu wenig Dünger, sondern dieser wenige wird auch überdieß noch so nachlässig behandelt, daß man annehmen kann, er habe wenigstens zwei Drittheile seines Werths zur Zeit seiner Anwendung verloren.

Digitized by Google

Das Wirthschaftssystem in dem Lande Brie ist dasselbe, welches in der Umgegend von Paris gebräuchlich ist, nur daß man, wegen größerer Gebundenheit des Bodens, der Brache eine größere Fläche einräumt. Dieselbe wird immer größer, je weiter man sich von Paris entfernt; über Ferté Gaucher hinaus nimmt sie ein Drittheil des Ackerlandes ein.

Bei Sezanne*) findet man wieder Kreide und mit ihr beginnt die Champagne, die jedoch hier nicht so arm und dürr ist wie bei Rheims, Chalons und Troyes. Südlich und nördlich von Sezanne nach der Marne zu ist im Gegentheil das Land waldig und sumpfig, auch der Boden ziemlich gebunden. In der letzterwähnten Gegend bedient man sich der Ochsen bei den Feldarbeiten, und wird eine Weizensorte mit kleinem rothen Korn gebaut, die sehr zu Samen gesucht ist. In den Morästen, welche sich an der Aube und ihren Zuflüssen befinden, und von denen ein Theil gegenwärtig ausgetrocknet und urbar gemacht worden ist, wird ein sehr starker und einträglicher Anbau von Zwiebeln und von Hanf getrieben. Erstere gehen nach Paris und letzterer erlangt in diesem reichen Boden eine ausgezeichnete Höhe und Stärke. Diese Sümpfe oder Brüche haben gegenwärtig einen hohen Werth, besonders da, wo der Boden in der Umgegend arm ist. Man zieht hier einige Pferde und etwas Rindvieh auf; die Hauptviehhaltung besteht aber in Schafen, Mestizen von bedeutender Größe und mit ziemlich feiner Wolle, die sich jedoch nur schlecht zur Mast eignen. Der Ackerbau ist übrigens noch sehr zurück in dieser Gegend. Man bedient sich daselbst eines kleinen Pflugs mit festsitzendem, weit abstehenden Streichbrete und spannt ein, auch wohl zwei Pferde davor in einem Boden, wo ein gut gebauter Pflug von einem Esel gezogen werden könnte. Ein Theil der Felder hat zum Untergrund Kreide, ein anderer einen kalkhaltigen Sand. Letztere sind die dürftigsten; doch gedeihen Esparsette und selbst Luzerne recht gut darauf; man baut sie aber nur in geringer Menge und auf sehr ungeschickte Weise an, Roggen, Hafer, Buchweizen (Heidekorn) und auf den besseren Aeckern auch Weizen, Platterbsen und Winterlinsen, letztere beide zu Viehfutter, sind nebst etwas Rüben, die einzigen Früchte, die erzeugt werden. Man findet hier eine sonderbare Art von Scheunen, auch wohl von Schafställen, die indessen in mehren Gegenden eingeführt zu werden verdiente. Dieselben bestehen nicht aus Mauerwerk, sondern aus Weidengeflechten,

*) Sezanne, Stadt im Departement der Marne an der Aube mit ungefähr 4500 Einwohnern.

Digitized by Google

die bis an das von Stroh gefertigte Dach hinanreichen. Im Winter legt man außen um die auf diese Weise errichteten Schafställe Strohbunde, um das Eindringen der Kälte in's Innere abzuhalten. Die übrigen Gebäude sind theils von Lehm, theils von Kreide, die man während des Sommers hat erhärten lassen; theils von Holz aufgeführt und mit Stroh oder Ziegeln gedeckt. Sie sind übrigens ganz zweckmäßig angelegt.

Bei Fère-Champenoise*) treibt man starke Ochsenmastung und baut dazu in der Umgegend viel Futter an, besonders Luzerne, Esparsette, Linsen, Mengfutter, Kohl, Rutabaga und Kartoffeln. Man kauft überdieß noch eine beträchliche Menge von Rübsen- und Nußölkuchen. Seit sich dieser Erwerbszweig ausgebildet hat, sind die Felder bei dieser Stadt viel besser geworden und zu einem weit höheren Preise gelangt. Man bezahlt in ihrer Nähe den Hektar gutes Land bis mit 5000 Fr., der in einiger Entfernung, wenn gleich von derselben natürlichen Beschaffenheit, nur 50 — 100 Franken gilt. Man wendet in dieser Gegend einen Doppelpflug an, vor den man nur ein starkes Pferd spannt; er hat zwei Pflugkörper, die an einem Grindel angebracht sind und auf einem Vordergestell ruhen. Man kann mit ihm zwei Furchen auf einmal ziehen.

Jenseits Fère-Champenoise gelangt man in den Theil der Champagne, welcher la Champagne Pouilleuse (die lausige Champagne) genannt wird. Man beobachtet in dieser Gegend keinen regelmäßigen Fruchtwechsel. In vielen Gemeinden sind vier Fünftheile der Felder Brache; sie werden nur alle 3, 4 bis 5 Jahre umgebrochen, tragen eine einzige Frucht und bleiben dann zur Weide liegen. Man fängt jedoch an, ganz leidliche Esparsette, auch sogar Luzerne und Klee zu bauen, und bestellt überdieß noch viel Land mit Mengfutter, Buchweizen, Platterbsen und Wurzelgewächsen. Roggen, Hafer und Gerste sind die einzigen Halmfrüchte. Die schlechtesten und entferntesten Grundstücke werden mit Kiefern bepflanzt. Man düngt hier nur alle 15 — 20 Jahre, aber zwei Jahre hintereinander und stark. Diese einzige Operation vermehrt nicht selten den Werth des Bodens um's Zehnfache. Eben so wie bei Rheims ackert man hier Buchweizen grün unter und hat von diesem Düngungsmittel sehr gute Wirkung.

Von Vitry*) an, wo dieser verrufene Theil der Cham-

*) Fère-Champenoise, Städtchen im Dep. der Marne an der Pleurs mit etwa 2000 Einwohnern.

**) Vitry le François oder Vitry sur Marne, Bezirksstadt im Dep. der Marne mit ungefähr 6500 E. Es befindet sich hier eine Mineralquelle.

pagne aufhört, und wo man viel Rebland sehr schlecht kultivirt, hat die Gegend hinsichtlich der Landwirthschaft viel Aehnlichkeit mit Lothringen. Derselbe Futtermangel; dem zu Folge dieselbe geringe Viehhaltung und derselbe Düngermangel; eben so schlechte Viehracen und ein eben so erbärmlicher Zustand des Viehs. Man rechnet auf einen Pflug oder 25—30 Hektaren Land nicht mehr als zehn gemeine Schafe, 2 bis 3 Kühe und 11 Pferde und doch gibt es Wiesen an den Ufern der Marne. Der Boden ruht zwar auf einem kalkigen Grund und leidet an Trockenheit, er ist aber ziemlich bindend, reich und sehr geeignet für Esparsette, ja selbst für Klee und Luzerne, Gewächse, die man gegenwärtig mehr als früher anzubauen anfängt. Der Ackerbau dieser Gegend ist durch die Eisenfuhren herabgebracht worden, womit sich die Landleute, zum großen Schaden ihres eigentlichen Gewerbes, sehr beschäftigen.

Die großen Güter werden seltner; es treten an ihre Stelle kleine Besitzungen, und man findet nun wieder eine große Zerstückelung und ein nachtheiliges Durcheinanderliegen der Grundstücke. Die Dreifelderwirthschaft ist allgemein, nur nicht auf den erschöpftesten Feldern, die man auf eine freie Weise bewirthschaftet, indem man sie nacheinander mit Kartoffeln, Buchweizen, Roggen und Esparsette bestellt, und letztere 4—5 Jahre stehen läßt. Ueberall baut man in der Brache Sommerrübsen. Diese Pflanze, welche keiner andern im Wege steht, bringt allerdings, wenn sie geräth, einen nicht zu verachtenden Gewinn; dieß ist indessen nur selten der Fall und dafür erschöpft sie den ohnedieß nur dürftigen Boden ungemein, hier um so mehr, weil man das Stroh verbrennt und die Kuchen fast sämmtlich auswärts verkauft.

Ueber St. Dizier*) hinaus wird der Boden dem eines großen Theils von Lothringen sehr ähnlich. Es ist ein kalkhaltiger, steiniger Thonboden, der sich für Weizen, Raps, Esparsette, Klee und Luzerne recht gut eignet; aber dennoch werden letztgenannte Gewächse hier nur selten angebaut.

In der Umgegend von Bar-le-Duc**) und in dem ganzen Thale des Ornain, wo man die geschätzten Weine von Bar erzeugt, beschäftigt man sich einzig mit dem Weinbau, den man hier sehr gut versteht. Der Ackerbau auf den

*) St. Dizier, Stadt im Dep. der obern Marne, an der Marne, unter 48° 35′ Br. und 23° 35′ L. mit wenigstens 6000 Einw. und bedeutenden Eisenfabriken.

**) Bar-le-Duc, Hauptstadt des Departements der Maas am Flusse Ornain mit 12000—13000 Einwohnern. Berühmt sind die daselbst verfertigten Confitüren.

Digitized by Google

Hochebenen, die sich gen Norden und Süden erstrecken, wird wie im ganzen Departement der Maas überaus nachlässig betrieben; doch wird ein Schritt zum Bessern hier bemerkbar, seitdem sich einige größere Gutsbesitzer damit befassen. Der Boden bleibt sich immer gleich von St. Dizier an. Man sieht wenige große Güter, aber viele kleine Besitzungen. Der Pacht wird wie in ganz Lothringen in Körnern abgetragen oder richtet sich wenigstens nach dem Preise der Körner. Ein Gut, das bei dreiartiger Bewirthschaftung in einem Felde 25 Tagwerke zu 32 Aren (172 sächs. Quadratruthen = 1¼ magdeb. Morgen) Land und dazu noch 6 Tagewerke Wiesen hat, wird verpachtet für 100 Paar, d. h. für 200 Decalitre Weizen und 250 Decalitre Hafer (also für 18¾ Scheffl. Dresd. Weizen und $23\frac{7}{16}$ Schffl. Hafer. Das Tagewerk Land wird für 100 — 800 Franken verkauft.

Der in hiesiger Gegend gebräuchliche Pflug kommt dem lothring'schen sehr nahe; er ist zwar etwas leichter, erfordert aber dennoch, weil er ein sehr weit abstehendes Streichbret und ein sehr kurzes Schar hat, vier bis fünf Pferde oder sechs Ochsen, mit denen man hier an vielen Orten ackert, zum Zug. Auf einen Pflug Land, so nennt man eine Besitzung, die in jedem Felde 25 Tagewerke hat, hält man 4 Ochsen, 2 Pferde, 2 Kühe, 2 Stücken Jungvieh jeder Art und 25 Schafe.

Auf der Ebene, welche den Ornain von der Maas scheidet, baut man ziemlich viel Kartoffeln und selbst Runkelrüben. Man zieht hier viel Schweine auf, die zwar groß, aber schlecht gebaut sind; man fängt jedoch an, dieselben mit anderen besserer Art zu kreuzen.

In dem Thale der Maas, wo es große und fruchtbare Wiesengründe gibt, zieht man ziemlich viel Vieh, Pferde und Rinder auf; auch verfertigt man bei Void*) Käse, die einen guten Ruf haben. Jenseit der Maas ist man nun ganz in Lothringen, und findet hier den dieser Provinz eigenthümlichen Ackerbau wieder, der anscheinend sich durch einen reichen Ertrag empfiehlt, weil er viel verkäufliche Früchte hervorbringt, aber mit einem Erschöpfungssystem verbunden ist, das nirgends weiter getrieben werden kann und schon das Unglück des ganzen Landes herbeigeführt haben würde, wenn die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens nicht unerschöpflich wäre und der kalkhaltige Thon den Humus nicht mit der größten Festigkeit zurückbehielte,

*) Void, ein Marktflecken mit ungefähr 1300 Einwohnern, im Departement der Maas an dem kleinen Flüßchen Mesolle.

Digitized by Google

als wolle er gleichsam gegen die Habsucht des Landmannes ankämpfen. Verkennen läßt sich indessen nicht, daß in neuerer Zeit manche Verbesserung in diesem unsinnigen Ackerbaubetriebe zu bemerken ist, zumal seit dem niedrigen Stand der Getreidepreise und dem täglich wachsenden Mangel an Handarbeitern. Man fängt jetzt an, ziemlich viel Luzerne zu bauen, die fast überall gedeiht, und das Beispiel Roville's ist nicht ohne günstigen Einfluß geblieben, doch hat es auch nur seit der angegebenen Zeit begonnen, wirksam zu werden. Ich kehrte glücklich wieder an genannten Ort zurück und beendigte somit meine interessante Reise.

Digitized by Google

Beilagen

zu

vorstehender Reisebeschreibung.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Einige Betrachtungen über die Verlängerung der Pachttermine.

Seite 22 in vorstehender Reisebeschreibung wird über die Kürze der Pachttermine in mehren Theilen von Frankreich Klage geführt und der nachtheilige Einfluß derselben, sowohl auf die verpachteten Güter, als auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft selbst, nachgewiesen; zugleich aber auch S. 23. auf die von dem Lord Kames zuerst in Anwendung gebrachte Pachtbedingung, die den Verpachter und Pachter auf gleiche Weise vor jeder Verkürzung sicher stellen und allen Meliorationen förderlich sein soll, aufmerksam gemacht. Dem Schreiber dieses ist noch nicht bekannt geworden, daß man dieser Pachtbedingung in Deutschland besondere Beachtung geschenkt hätte, obgleich daselbst nicht selten ähnliche, ja ganz gleiche Verhältnisse hinsichtlich der Einrichtung und Dauer von Zeitpachten zu finden sind wie die von dem Verf. unserer Reisebeschreibung in Frankreich gerügten. So werden z. B. in Sachsen noch immer die meisten Pächte auf sechs Jahre abgeschlossen, ja es gibt sogar noch Pächte von drei Jahren, und selbst die wirklich unsinnige Verpachtungsart auf drei Jahre gewiß und drei Jahre ungewiß findet nicht selten noch statt. Wie kann wohl ein Pachter bei der zweifelhaften Belohnung, die ihm dadurch für seine redlich aufgewandten Bemühungen geboten wird, einen Anreiz erhalten, nur etwas für die Verbesserung der Pachtgüter zu thun? — Daß solche, die schon seit undenklichen Zeiten aus der Hand des einen Pachters in die des andern übergegangen sind, noch nicht ganz deteriorirt sind, grenzt wirklich an das Wunderbare; ja daß immer noch von Seiten der Pächter für manche Verbesserung etwas geschieht und der gänzlichen Erschöpfung entgegen gearbeitet wird, nicht selten sogar gegen ihren eignen Vortheil, ist ein großer Beweis für die große Rechtlichkeit, die im Allgemeinen dieser so achtbaren Klasse von Staatsbürgern, welche die Unredlichen unter ihnen, deren es leider viele gibt, meistens mit Verachtung bestrafen, innen wohnt. Und dennoch wird jeder Pachter in den abgeschlossenen Kontrakten immer als ein unredlicher Mann angesehen, indem darin Vorschriften, Bedingungen, Einschränkungen der mannichfaltigsten und sonderbarsten Art gemacht werden, die sämmtlich

zur Sicherstellung des Verpachters und zum Vortheil des Gutes dienen sollen, aber selten, fast nie den Zweck vollständig erreichen, da sie meistens, seien sie auch noch so klug ausgesonnen, zu umgehen sind und den rechtlichen Mann, dessen anerkannter Karakter allein die sicherste Bürgschaft zu gewähren vermag, empören müssen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Uebereinkunft solcher Art, wie sie einer Verpachtung zum Grunde liegt, ohne einige festgesetzte Bedingungen und ohne genaue Angabe der gegenseitig übernommenen Verbindlichkeiten, zur Sicherstellung beider Kontrahenten, nicht abgeschlossen werden könne; man geht hier aber offenbar zu weit und läßt gewöhnlich den Herren Rechtsgelehrten, die nur selten richtige landwirthschaftliche Kenntnisse haben, zu viel freien Spielraum. Diese glauben nun für das Interesse der Verpachter immer am beßten zu sorgen, wenn sie nur recht viele Beschränkungen machen, und dehnen dieselben sogar nicht selten bis auf die Feldbestellung aus, indem sie dem Pachter zur Pflicht machen, ja Art zu halten und nicht zu viel zu sömmern; haben aber nicht den geringsten Begriff davon, daß es ein besseres Wirthschaftssystem geben könne als die von ihnen einzig gekannte Dreifelderordnung, auf die nun einmal unglückseliger Weise eine Menge unserer ältern gesetzlichen Bestimmungen allein Rücksicht nehmen. Die Herren ahnen nicht, daß sie dadurch gar häufig jeder gründlichen Verbesserung einen Hemmschuh anlegen und dem Verpachter, dem Gute und dem Pachter zu gleicher Zeit einen empfindlichen Schaden zufügen.

Die Sache liegt wirklich sehr im Argen und verdient die ernstlichste Berücksichtigung, zumal jetzt, wo offenbar das landwirthschaftliche Gewerbe in einer Krisis sich befindet, in der nur die größere Intelligenz der ihm sich Hingebenden den Sieg davon tragen kann. Längere Pachttermine, mehr Vertrauen und Billigkeit von Seiten der Verpachter, mehr Berücksichtigung des Karakters und der Kenntnisse eines Pachters als seines Geldbeutels, keine Beschränkung in der Feldbestellung und die Einrichtung, daß dem Pachter das Inventarium allein gehöre, diese Dinge, vereint, würden schon merklich auf eine Verbesserung der Pachtgüter einwirken, viele Streitigkeiten verhindern und ein günstigeres, angenehmeres Verhältniß zwischen Verpächtern und Pächtern, als im Allgemeinen (Ausnahmen gibt es allerdings in Menge) jetzt besteht, herbeiführen, auch wohl manchen Schwindler von der Uebernahme eines Pachtes abhalten. Um es nun aber auch noch möglich zu machen, daß jedes verpachtete Gut von dem Pachter mit der Liebe und Fürsorge eines Eigenthümers behandelt werde, keine an demselben

Digitized by Google

anzubringende Melioration unterbleibe, jedes mit der Zeit das werde, was aus ihm gemacht werden kann, dürfte die von Lord Kames in Vorschlag und Ausführung gebrachte Klausel, wenn auch nicht strenge Befolgung in allen Theilen, (Modifikationen nach den Ortsverhältnissen würden sich häufig nöthig machen) doch alle Berücksichtigung verdienen. Da man nun mit derselben in Deutschland, wie bereits erwähnt, noch wenig bekannt zu sein scheint, so möchten einige Bemerkungen darüber, welche Matthieu de Dombasle mittheilt, zur nähern Erläuterung des a. a. O. darüber Gesagten, nicht unzweckmäßig sein. Ehe jedoch dieselben vorgelegt werden, sei es erlaubt, auf einen Vorschlag aufmerksam zu machen, den der verewigte Thaer in ähnlicher Beziehung schon im J. 1801. in der 2. Abtheilung des 2. Bandes seiner engl. Landwirthschaft S. 84. ꝛc. gethan hat, und der, wenn man die Sache genau betrachtet, dem Lord Kames die erste Idee zu seiner Einrichtung gegeben zu haben scheint. Er dürfte wirklich jenen Vorschlag nur weiter ausgebildet und seinen Verhältnissen angepaßt haben. Thaer sagt, nachdem er a. a. O. v. S. 60 an über die englischen Pachtverhältnisse, mit Bezugnahme auf die in Deutschland stattfindenden, manche lehrreiche, noch immer Anwendung findende Worte gesprochen, Folgendes: „Man hat in England, wo der bei Weitem größte Theil des Ackerbaues von Pächtern betrieben wird, sehr viel darüber nachgedacht, wie man durch gewisse Einrichtungen des Pachtkontrakts den Pachter zur möglichst zweckmäßigen Anstrengung vermögen und den Verpachter hinlänglich sichern könne; oder mit andern Worten, eine solche Betreibung der Wirthschaft vorzuschreiben, bei welcher der Boden den möglich höchsten Ertrag abwerfen könne, ohne erschöpft zu werden, folglich den Vortheil des Pachters, des Verpachters und des Staats, der bei der Vermehrung der Produktion so großes Interesse hat, zu vereinigen. Allein unter allen Vorschlägen ist keiner, der mir gefällt. Einsichtsvollere sind ziemlich übereinstimmend der Meinung, daß alle zu pünktliche Vorschriften in den Pachtkontrakten nichts taugen, und daß sie nur die Tendenz haben, jede Bewirthschaftung, die besser als die vorgeschriebene ist, zu verhindern, ohne eine schlechtere verhüten zu können. Ohne die dem Pachter und Verpachter gleich lästige Aufsicht in Anschlag zu bringen, findet ersterer tausend Mittel, die Vorschriften zu eludiren und seine Abweichungen zu bemänteln. Ueberdieß haben sie für das Ganze das Uebele, daß sie unternehmende und spekulirende Köpfe, die obenein ein Kapital in Händen haben, von der Landwirthschaft zurückschrecken. Ein solcher wird sich dann lieber jedem

andern Fache, worin er für seine Talente, seine Thätigkeit und sein Vermögen freieren Spielraum hat, widmen als der Landwirthschaft, die bei so positiven Vorschriften zum sklavischen Handwerke wieder herabgewürdigt wird. Es werden dann nur träge, einfältige und unvermögende Leute zu diesem für den Staat so wichtigen Gewerbe übrig bleiben."

„Es kommt bei Verpachtungen meines Ermessens darauf an, dem Pachter die Sicherheit zu geben, daß er nicht muthwillig und nicht ohne Ersatz seiner beschafften ausdauernden Verbesserungen aus seiner Pachtung herausgesetzt werden könne, um ihn zu bewegen, Alles anzuwenden, was zur Verbesserung des Guts in seinem Vermögen steht. Auf der andern Seite muß aber auch der Verpachter gesichert sein, nicht nur das Pachtgeld im Verhältniß zum steigenden Werth der Produkte erhöht zu sehen, sondern obendrein seinen Antheil an der Verbesserung des Gutes erhalten. Folgender Vorschlag zur Vereinigung beider Zwecke scheint mir eine genauere Prüfung zu verdienen."

„Nachdem das Pachtgeld zwischen Pachter und Verpachter auf die nächsten zwölf Jahre ausgemittelt worden, so bestimme man das Verhältniß, worin dasselbe mit den Kornpreisen der letztverflossenen zwölf Jahre steht. Dann werde festgesetzt, daß der Pachter nach Verlauf dieses ersten Termins seine Pachtung behalten solle, wenn er das Pachtgeld einen zweiten gleichen Termin hindurch, nach Verhältniß des Durchschnittspreises des Getreides im ersten Termine, mit einer Erhöhung von $5\frac{0}{0}$ bezahlen will. Das erste Pachtquantum habe z. B. 1000 Thlr. betragen und der zwölfjährige Durchschnittspreis des Getreides sei 1 Thlr. gewesen. Wenn nun der Durchschnittspreis des Getreides während des ersten Termins auf $1\frac{1}{6}$ Thlr. gestiegen ist, so würde der Pachter für den nächsten Termin jährlich $1166\frac{2}{3}$ Thlr. und $5\frac{0}{0}$ mehr, folglich 1225 Thlr. zu zahlen haben. Will der Pachter nicht bleiben, so steht es ihm frei, ein Jahr vor Ablauf dieses Termins zu kündigen. Will der Gutsbesitzer hingegen kündigen, so kann er es vierzehn Tage später, als es vom Pachter hätte geschehen müssen, thun, muß dann aber dem Pachter noch ein dreizehntes Jahr und dieses völlig pachtfrei lassen. Findet sich dadurch der Pachter nicht bewogen, abzuziehen, das Gut vielmehr unter seiner Wirthschaft so verbessert, daß er das Freijahr nicht annehmen, vielmehr noch höhern Pacht bezahlen will, so bietet er noch bestimmte Procente, z. B. 5 vom Hundert mehr. Will der Verpachter dieses Gebot sammt Entsagung des Freijahrs nicht annehmen, so ist er schuldig, dem Pachter auch das mehrgebotene Pachtgeld auf zwölf Jahre zu bezahlen. Bei Ablauf

Digitized by Google

des zweiten Termins treten dieselben Bedingungen ein, und so fort bei allen folgenden."

„Der Pachter ist hierdurch ziemlich gesichert, daß ihm die Pachtung nicht nach Laune gekündigt werden könne, und daß er auf jeden Fall die bewirkten Verbesserungen bezahlt erhalte. Je mehr er besorgen muß, daß ihm der Pacht gekündigt werde, desto besser wird er das Gut zu Ende des Termins im Stande halten, um einen neuen Pachter aufbieten und auf einen stärkern Schadenersatz Anspruch machen zu können. Der Verpachter dagegen ist nicht nur sicher, daß sein Pachtzins mit den Preisen der Früchte im Verhältnisse steige, sondern daß er sich überdieß von 12 zu 12 Jahren um 5% erhöhe, und obenein sein Boden sich viel verbessere. Findet er es dennoch angemessen, das Gut zurückzunehmen, so kann er es gegen eine proportionirte Schadloshaltung des Pachters nach Ablauf jedes Termins thun."

So weit Thaer! Es dürfte sich wohl manche Einwendung gegen seinen Vorschlag, wenigstens gegen eine strenge Befolgung desselben, machen lassen, weil er offenbar den Pachter zu sehr zu begünstigen scheint; in der Idee ist er aber gewiß gut und diese werth, daß sie weiter verfolgt und den verschiedenen vorkommenden Verhältnissen angepaßt werde. Hier sei indessen nicht weiter darauf Rücksicht genommen, sondern es möge nunmehr das folgen, was Matthieu de Dombasle über diesen Gegenstand, mit Bezugnahme auf die Klausel des Lords Kames, von der oben bemerkt wurde, daß sie eine weitere Ausbildung des Thaer'schen Vorschlags zu sein scheine, wenigstens in der Hauptsache sehr mit ihm übereinstimme, sagt.

„Einsichtsvolle Männer," so lauten seine Worte*), „erkennen jetzt allgemein die Nachtheile kurzer Pachtzeiten, und nicht wenige Grundbesitzer würden auch geneigt sein, ihren Pächtern einen längern Genuß zu verwilligen, wenn es gegen zweckmäßige Bedingungen geschehen könnte. Mehre von ihnen haben von mir zu wissen gewünscht, auf welche Weise ich wohl glaube, daß sich bei Pachtverhandlungen die Interessen beider Theile vereinigen lassen möchten. Um diesen Anforderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, die Ideen zu veröffentlichen, welche den Inhalt des Nachstehenden ausmachen. Bei einem Pacht von neun Jahren befaßt sich gewöhnlich der Pachter während der drei ersten Jahre mit der Verbesserung des Gutes; in den drei folgenden Jahren erhält

*) Sie stehen im Cultivateur Août 1835, in den Annales de l'Agriculture Française Septembre 1835 und im l'Agronome Septembre 1835.

er es in dem erreichten Kulturzustande, aber in den drei letzten zieht er heraus, was er herausziehen kann, d. h. er saugt den Boden nach Möglichkeit aus, so daß die drei ersten Jahre des folgenden Pachtes auf's Neue darauf verwendet werden müssen, das wieder gut zu machen, was die drei vorhergehenden verdarben. Diese abwechselnden Perioden der Melioration und Deterioration im Laufe eines jeden Pachtes von neun Jahren sind eine von allen Praktikern in den Gegenden, wo dieselben gebräuchlich sind, anerkannte Thatsache."

„In den Pächten von drei Jahren gibt es keine Periode der Verbesserung, die ganze Pachtzeit wird der Erschöpfung gewidmet; denn der Pachter hat kein Interesse, die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, sondern sucht vielmehr, demselben so viel Produkte zu entnehmen, als nur möglich ist. Eben so ist es bei den Pächten auf drei Jahre gewiß und drei bis sechs Jahre ungewiß, wie man deren viele findet; denn dergleichen Pächte sind eigentlich auch nichts anders, als solche von drei Jahren, weil dem Pachter jedesmal nach Ablauf dieser Zeit der Pacht genommen werden kann. Wenn also der Zustand der Fruchtbarkeit der Grundstücke in der Regel bei den Pächten von neun Jahren sich gleich bleibt, weil sich die Perioden der Melioration und Deterioration die Wage halten, so muß unvermeidlich eine allmählige Abnahme dieser Fruchtbarkeit stattfinden bei den Pächten von drei Jahren und dieß wird auch durch die Beobachtung von Thatsachen zur Genüge bestätigt."

„In dem Verhältnisse, wie die Dauer der Pachtzeiten über neun Jahre steigt, verändert sich auch das Verhältniß zwischen den Perioden der Melioration und denen der Deterioration; denn der Pachter hat nur in den letzten Jahren des Pachtes kein Interesse mehr, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewahren, und die Periode der Erschöpfung dauert bei Pachten von zwanzig Jahren nicht länger als bei den von neun. Bei den ersten findet der Pachter, wenn wir annehmen, daß der Kulturzustand nur drei Jahre vor der Erschöpfungsperiode in gleicher Beschaffenheit erhalten werde, Vortheil dabei, vierzehn Jahre lang auf Verbesserung hinzuarbeiten; hier muß daher eine Steigerung der Fruchtbarkeit des Bodens erfolgen, weil man in drei Jahren den in einem Zeitraume von vierzehn Jahren aufgehäuften Reichthum nicht zu erschöpfen vermag."

„Man hat verschiedene Arten von Verträgen ersonnen, welche dazu dienen sollen, die Erschöpfungsperiode, die bei langen Pachtzeiten nur weiter hinausgeschoben wird, ganz zu vermeiden. Unter diesen Verträgen verdient vorzüglich derjenige allgemeine Anerkennung, den man in England die Klausel des Lords

Digitized by Google

Kames genannt hat, weil sie von diesem großen Gutsbesitzer zuerst in seine Pachtkontrakte aufgenommen worden ist. Sie besteht in folgender Uebereinkunft: Wenn der Pacht auf eine bestimmte Reihe von Jahren, z. B. von zwanzig Jahren, abgeschlossen und das zu zahlende Pachtgeld, wir wollen annehmen 6000 Franken, festgesetzt ist, so verpflichtet sich, durch einen in den Pachtkontrakt aufgenommenen Artikel, der Eigenthümer, dem Pachter den Genuß des erpachteten Gutes nach Ablauf der ersten Pachtzeit abermals auf eben so viele Jahre, hier also nochmals auf zwanzig Jahre, zu überlassen, jedoch nur gegen eine Erhöhung des Pachtgeldes, die, nach den Umständen, verschieden sein kann, aber gleich bei dem ersten Pachtabschluß im Voraus bestimmt werden muß, und die wir im vorliegenden Falle zu 1000 Franken annehmen wollen. Dem Pachter steht es indessen frei, auf diese Verlängerung Verzicht zu leisten, und er braucht, um dieß zu erklären, weiter nichts, als das vorletzte Jahr der ersten Pachtzeit verfließen zu lassen, ohne dem Eigenthümer anzuzeigen, daß er gesonnen sei, den Pacht zu erneuern. Bleibt diese Erklärung aus, so hört der Pacht von selbst auf nach Ablauf der ersten Frist; erfolgt dagegen dieselbe, so ist der Eigenthümer dadurch noch keineswegs gezwungen, den Pacht wirklich länger fortbestehen zu lassen, er kann solches verweigern, jedoch nur, wenn er dem Pachter als Entschädigung eine Summe auszahlt, die dem zehnmaligen Betrag der bei Anfang des Pachtes festgesetzten Erhöhung des Pachtgeldes entspricht. Demnach würde der Eigenthümer in dem angenommenen Falle die ihm angebotene Verlängerung des Pachtes annehmen müssen, wenn er nicht in den ersten vierzehn Tagen nach der Erklärung des Pachters diesem anzeigt, daß er darauf einzugehen keine Lust habe, ihm aber eine Entschädigung von 10000 Franken zahlen wolle. Wenn der Pachter damit zufrieden ist, so gibt er den Pacht nach Verlauf der ersten Frist auf und empfängt dafür die angebotene Entschädigung; er kann aber auch, wenn er das erpachtete Gut noch länger behalten will, in den ersten vierzehn Tagen nach der vom Eigenthümer ihm gewordenen Anzeige diesem erklären, daß er sich zu einer anderweitigen Erhöhung des Pachtgeldes verstehen wolle, die jedoch nicht unter einer am Anfange des Pachtes ebenfalls im Voraus festzusetzenden Summe, hier etwa 500 Franken, sein darf. Der Pacht dauert nun mit dieser doppelten Erhöhung des Pachtgeldes auf's Neue fort, wenn der Eigenthümer nicht binnen einer bestimmten Zeit erklärt, daß er dem Pachter für den Abtritt den zehnmaligen Betrag der von ihm verwilligten Erhöhung, hier also 15000 Franken, als Enschädigung zahlen

Digitized by Google

wolle. So kann das Hin- und Wiederbieten noch längere Zeit fortgesetzt werden, bis endlich die von einem der Kontrahenten gemachte Erklärung von dem andern in der bestimmten Frist keine Antwort erhalten hat. Kam die letzte Erklärung vom Pachter, so dauert der Pacht fort für das von ihm zuletzt verwilligte Pachtgeld; kam sie dagegen vom Eigenthümer, so tritt der Pachter nach Ablauf der ersten Pachtzeit das Gut ab, empfängt aber dafür vom Eigenthümer als Entschädigung den zehnfachen Betrag der diesem angebotenen Erhöhung des ersten Pachtgeldes. Diese Klausel ist bei dem Pacht angenommen worden, für welchen sich die Unterrichtsanstalt zu Roville in den Besitz des Gutes gesetzt hat, das durch sie bewirthschaftet wird."

„Es ist augenscheinlich, daß bei einem Vertrag dieser Art der Pachter seinen Vortheil dabei hat, wenn er die Fruchtbarkeit des erpachteten Gutes bis zum letzten Jahre der ersten Pachtzeit zu erhöhen sucht, also bis zu einem Zeitpunkte, wo es nicht mehr möglich ist, ihm einen erheblichen Schaden zuzufügen. Er ist versichert, daß er, wenn der Eigenthümer ihm die Verlängerung des Pachtes für die Erhöhung des Pachtgeldes, welche er ihm bieten zu können glaubt, verweigert, doch wenigstens eine Entschädigung erhalten müsse, die den Meliorationen, die er an dem Gute gemacht hat, angemessen ist, weil sie nach dem von ihm selbst gemachten Mehrgebot berechnet wird. Der Eigenthümer seinerseits ist nicht verbunden, einen neuen Pacht mit seinem Pachter eingehen zu müssen; er ist aber im Weigerungsfalle gezwungen, diesem eine Entschädigungsumme zu zahlen, die ihn jedoch nicht schmerzen kann, da sie durch die Werthserhöhung seines Gutes, mit 10% verzinst wird."

„Einige Grundbesitzer sind der Meinung, daß die Entschädigungsumme, nach dem zehnfachen Betrage der gebotenen Erhöhung des Pachtgeldes berechnet, nur bei einem Pacht von zwanzig Jahren passend sein könne; daß man sie bei kürzeren Pachtzeiten vermindern müsse; dieß ist jedoch ein Irrthum (den auch Moll s. S. 23. theilt); denn dauert der Pacht weniger lange, so hat der Pachter nicht so viel Zeit, die Früchte seiner Verbesserungen zu genießen, und demnach sollte eher eine Vermehrung als eine Verminderung der Entschädigungsumme stattfinden; ich denke aber, daß es am zweckmäßigsten sei, dieselbe in keinem Falle zu vermehren und nur bei sehr langen Pächten, etwa bei solchen von dreißig Jahren, zu vermindern. Diese Klausel paßt übrigens, aus Gründen, deren Entwickelung hier zu weitläufig sein würde, nicht gut für Pächte von kurzer

Digitized by Google

Dauer, und der Betrag der Entschädigung ist auf die angezeigte Weise von sehr erfahrenen und unterrichteten Eigenthümern bestimmt worden; sie scheint besonders bei Pächten von 18 — 20 Jahren durchaus dem Interesse beider Theile, des Verpachters und Pachters, sehr gut angepaßt."

„Eine andere Art von Pachtvertrag, durch die man die Nachtheile, welche die Periode der Erschöpfung bei den Pächten mit sich bringt, zu vermeiden gesucht hat, ist die schon seit langer Zeit von Herrn Coke zu Holkham in Ausführung gebrachte. Schon der Name dieses großen Gutsbesitzers*) reicht hin, dieselbe zu empfehlen; denn es ist bekannt, daß er während eines langen Lebens sich bemüht hat, seine unermeßlichen Besitzungen auf's Aeußerste zu verbessern, nicht bloß durch seine eigne Bewirthschaftungsweise, sondern vielmehr durch die Kunst, mit der er die Verträge mit seinen Pächtern abzuschließen und selbige gleichsam zu zwingen gewußt hat, fortschreitend an der Verbesserung der ihnen überlassenen Güter zu arbeiten, indem sie zugleich für ihren eignen Vortheil thätig sind. Es ist notorisch, daß Herr Coke durch dieses Mittel die Einkünfte seiner Besitzungen um's Zehnfache vermehrt und dabei eine Anzahl von Pächtern (Farmers) um sich versammelt hat, die ihm einen großen Wohlstand verdanken. Auch hat die von ihm gewählte Verpachtungsform zahlreiche Nachahmer gefunden, indem dieselbe von vielen der aufgeklärtesten Grundbesitzer Groß-Britanniens angenommen worden ist."

„Sie besteht in einer theilweisen Verlängerung des Pachts, die während seiner Dauer selbst durch besondere Verträge festgesetzt wird. Der Verpachter willigt nämlich ein, gegen eine bestimmte, von dem Pachter baar zu zahlende Summe gewissermaßen eins oder mehre der abgelaufenen Pachtjahre als nicht abgelaufen zu betrachten, so daß der Pacht selbst an seinem Ende um so viele Jahre verlängert worden ist, als der Pachter auf diese Weise zurückgekauft hat. So nennt man diese Verfahrungsweise, und sagt, der Besitzer hat seinem Pachter er-

*) Ueber die Besitzungen und Unternehmungen dieses ausgezeichneten, in ganz England in großem Ansehn stehenden Landwirths s. die interessanten Briefe eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft in England in den Möglinischen Annalen der Landwirthschaft, B. 1. u. 2. Nach den a. d. O. gemachten Angaben besaß Herr Coke 1816 zusammen 22 Farms mit ungefähr 30000 Acres Land = 21923 sächs. Ackern, und bewirthschaftete davon selbst nur drei Farms mit 3000 Acres Pflugland, die übrigen waren verpachtet.

laubt, ein abgelaufenes Pachtjahr zurückzukaufen, wenn man anzeigen will, daß der bestehende Pacht um ein Jahr verlängert worden sei."

„Wenden wir diese Form auf einen Pacht von neun Jahren an, der auf die gewöhnliche Weise abgeschlossen ist. Nach den ersten drei Jahren, welche der Melioration gewidmet sind, sieht sich vielleicht der Pachter durch sein Unternehmen zufrieden gestellt; er hat sich versichert, daß das von ihm eingeschlagene Kulturverfahren einen glücklichen Erfolg hat, aber er sieht auch schon das Ende seines Pachts vor Augen und fühlt, daß sein Vortheil ihm gebietet, den Verbesserungen Einhalt zu thun. Er thut daher dem Eigenthümer den Vorschlag, daß er ihm diese drei Jahre abkaufen wolle, so daß er auf's Neue neun Jahre vor sich habe. Wenn dieser seinen Vortheil gut versteht, wird er nicht zögern, gegen ein gutes Gebot darauf einzugehen. Nehmen wir an, das Pachtgeld betrage 6000 Franken, und das Gut sei bei Ablauf des frühern Pachtes ein höheres Gebot nicht werth gewesen, so würde eine Summe von 300 — 400 Franken, baar vom Pachter gezahlt, ungefähr der Preis sein, für den der Rückkauf der ersten drei Pachtjahre zuzugestehen wäre; der Pachter wird aber bald einsehen, daß es nicht in seinem Interesse liegt, die auf einmal zurückzukaufenden Jahre sich sehr anhäufen zu lassen, sondern er wird lieber alljährlich das Anerbieten eines Rückkaufs erneuern. Der Eigenthümer wird wohl thun, wenn er Anfangs nicht viel fordert, denn die Hauptsache ist, daß sich der Pachter gewöhne, auf Verbesserungen aller Art beständig mit der sichern Hoffnung hinzuarbeiten, daß er noch neun Pachtjahre vor sich habe. Der Eigenthümer kann freilich nicht erwarten, daß sein jährliches Einkommen während des Pachtes sich in dem Verhältnisse vermehren werde, wie es der Fall sein könnte, wenn der Pachter neun volle Jahre mit den Verbesserungen in derselben Weise fortführe, wie in den drei ersten Jahren seines Pachtes, ohne wieder an ein Erschöpfen zu denken, und nun am Ende der Pachtzeit das Gut nach Möglichkeit verbessert zurückgäbe; dann würde allerdings eine bedeutende Steigerung des Pachtgeldes stattfinden. Allein dieser Fall ist nicht zu erwarten, dagegen nimmt er bei der Anwendung der jährlich sich erneuenden Rückkäufe schon im Voraus einen Theil dieser einst ihm möglicherweise werdenden Vermehrung seines Einkommens hinweg, und da der Betrag derselben von Jahr zu Jahr steigen muß, so wie der Pachter mehr Nutzen aus der Wirthschaft zieht, d. h. je größer die Fruchtbarkeit des Bodens wird, so kann es sich ereignen, daß zu der Zeit, wo der Pacht, der anfänglichen Bestimmung zu Folge, seine End-

Digitized by Google

schaft erreicht haben sollte, der Preis des jährlichen Rückkaufs in dem hier angenommenen Falle 500 — 1000 Franken beträgt, während für das Gut, wenn man dem ersten Pacht seinen gewöhnlichen Lauf gelassen, am Ende desselben bei einer neuen Verpachtung wahrscheinlich keine höhere Pachtsumme verwilligt werden würde, als die frühere war."

„Der Rückkauf der abgelaufenen Pachtjahre ist demnach für den Besitzer ein Mittel, schon im Voraus den Erfolg der von dem Pachter bewirkten Verbesserungen mit zu genießen, gleichsam mit Theil zu nehmen an dem Gewinn, den dieser macht; zu gleicher Zeit aber auch ein Mittel, den Pachter zur Fortsetzung seiner Meliorationen zu veranlassen; denn er kann dabei nur gewinnen, weil er versichert ist, den Erfolg seiner Bemühungen zu genießen. Die mäßigen Summen, welche der Eigenthümer Anfangs für den Rückkauf fordert, sind ein wahres Draufgeld, das er auf die größeren Summen erhält, die man ihm in Zukunft jährlich für denselben zahlen wird. Auf der andern Seite macht sich bei dieser Verfahrungsweise der Eigenthümer nicht auf eine sehr lange Zeit verbindlich, und dieß dient derselben besonders zur Empfehlung; denn Viele scheuen sich vor sehr langen Pachten; stets hängt es von seinem Willen ab, das Ende der Pachtzeit erst während ihrer Dauer immer weiter hinauszuschieben. Diese Art von Güterverpachtung fordert demnach keine sehr langen Pachtzeiten; doch ist es nothwendig, daß der Pachter, sowohl bei seinem Antritt, als während der Zeit, wo die Rückkäufe nach und nach erfolgen, die Gewißheit habe, daß er lange genug im Genuß des Gutes bleiben werde, um Gewinn von seinen Meliorationen ziehen zu können, also wenigstens neun Jahre, und man darf daher nicht daran denken, diese Einrichtung bei kürzeren Pachtzeiten in Anwendung zu bringen; zwölf bis fünfzehn Jahre würden sogar noch vorzuziehen sein."

„Diese Art von Verpachtung ist überdieß vielleicht am allermeisten geeignet, zwischen dem Verpachter und dem Pachter ein gutes freundschaftliches Verhältniß zu erhalten, weil ein Jeder von ihnen einsieht, daß sie jedes Jahr ein Geschäft mit einander abzumachen haben, das beide gleich stark interessirt. Hat der Eigenthümer wichtige Veranlassung, mit seinem Pachter unzufrieden zu sein, so verweigert er ihm den Rückkauf, ohne ihm jedoch den Gewinn der früher erfolgten Rückkäufe nehmen zu können. Der Pachter seiner Seits kann aber auch aus triftigen Gründen einen neuen Rückkauf ausschlagen, und eben dieses sichere Gefühl, daß man beiderseits völlig frei ist, daß

Digitized by Google

man sich in einer nicht sehr entfernten Zeit von einander trennen könne, gibt gerade die sicherste Gewährleistung für ein freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei Männern, die beide einen augenscheinlichen Vortheil haben, wenn sie mit einander im guten Einverständniß leben."

„Die Einführung dieser Verpachtungsart ist leicht, sobald sich bei dem Eigenthümer und dem Pachter einige wesentliche Bedingungen erfüllt finden. Der Wunsch, einen Rückkauf vorzunehmen, setzt nämlich bei dem Pachter eine gewisse Wohlhabenheit und die Fähigkeit, Vorauslagen mit Einsicht machen zu können, voraus; es ist dabei auch nöthig, daß derselbe wirklich etwas gewinne; denn nur mit Hilfe des im vergangenen Jahre gehabten Vortheils kann er ein neues Pachtjahr erkaufen; und wollte man die baare Zahlung in eine später zu zahlende Obligation oder in eine Erhöhung des künftig zu zahlenden Pachtgeldes verwandeln, so würde man die ganze Eigenthümlichkeit dieses Vertrages zerstören und sich mancher Unannehmlichkeit aussetzen. Von Seiten der Verpächter ist dann bei diesem Rückkauf abgelaufener Pachtjahre nothwendig, daß sie dem landwirthschaftlichen Gewerbe nicht ganz fremd sind, und von den Unternehmungen ihrer Pächter Kenntniß nehmen, denn nur dann sind sie im Stande, das ihnen für den Rückkauf gethane Gebot richtig zu beurtheilen. Sie müssen sich überhaupt daran gewöhnen, es ruhig mit anzusehen, wenn ihre Pächter etwas gewinnen, und als Rückkauf nichts weiter verlangen als einen Theil dieses Gewinnes; denn sonst würde der Pachter nicht darauf eingehen. Ueberhaupt ist dieses Verfahren nicht wohl passend für solche Grundbesitzer, die fern von ihren Gütern wohnen und deshalb gezwungen sind, sich bei den Unterhandlungen mit ihren Pächtern der Mittelspersonen zu bedienen. Aber diejenigen, die auf dem Lande wohnen und in persönlicher Berührung mit ihren Pächtern stehen, werden meistens gern auf Unterhandlungen dieser Art, die sich so gut mit ihrem eignen Vortheil vereinigen lassen, eingehen, und einsehen, daß ihre Einkünfte nur dann in Folge der Thätigkeit ihrer Pächter sich vermehren können, wenn diese darin gleichfalls eine Quelle ihres Wohlstandes finden."

Digitized by Google

II.

Einige Bemerkungen über die Nachtheile der Zerstückelung und des Durcheinanderliegens der Grundstücke: nebst Vorschlägen zu deren Abhilfe.

Nachstehende Bemerkungen und Vorschläge sind größtentheils einem langen Sendschreiben entnommen, das ein 76jähriger, aber für das Wohl der Landwirthschaft in seinem Lande noch jugendlich glühender Greis, Herr A. Bertier, an Herrn Malepeyre, Advokaten am Königlichen Gerichtshofe zu Paris und Mitarbeiter an dem vortrefflichen landwirthschaftlichen encyklopädischen Werke (la maison rustique du XIX. Siècle), hat ergehen lassen. Es ist in der französischen Zeitschrift (l'Agronome) Mai und Juni 1835 abgedruckt und bespricht mehre auf einen glücklichen Landwirthschaftsbetrieb mächtigen Einfluß ausübende Gegenstände (außer den genannten z. B. die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit der landwirthschaftlichen Statistiken und Reisen, guter Wege, langer Pachttermine, tüchtiger Gehilfen und eines regen Wohlgefallens am Landleben) mit Eifer und Sachkenntniß. Die hier mitgetheilten Bemerkungen dürften zur Genüge beweisen, daß, wie im Landwirthschaftsbetrieb selbst, auch in Hinsicht der darauf Bezug habenden Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen Frankreich den meisten deutschen Staaten weit nachsteht, und es großen Mangel an Sachkenntniß verräth, wenn man, wie es wohl geschehen, die französische Gesetzgebung auch in dieser Beziehung über die deutsche erhebt und in der Meinung steht, mit der großen französischen Staatsumwälzung seien auch alle den freien Aufschwung der Landwirthschaft hindernden Fesseln abgestreift worden. Vorzüglich um dieß darzuthun, mögen die erwähnten Bemerkungen hier folgen; aber auch um den erfreulichen Beweis zu liefern, daß in neuerer Zeit ein dem landwirthschaftlichen Gewerbe freundlicher zugethaner Geist in jenem Lande erwacht ist, daß daselbst die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit eines neuen und guten agrarischen Gesetzbuches auf sehr nachahmungswerthe Weise allgemein anerkannt wird, daß die angesehensten Männer sich eifrig damit beschäftigen und daß die neuere darauf Bezug habende preußische und sächsische Gesetzgebung in Frankreich zur Nachacht-

Digitized by Google

ung empfohlen wird und eine richtigere Würdigung erhält, als selbst in Deutschland; nebenbei mögen sie noch Kunde geben von mancher eigenthümlichen, aber höchst nachtheiligen Einrichtung, die bei uns glücklicherweise wohl nirgends angetroffen wird, die aber kennen zu lernen nicht ohne wissenschaftliches Interesse ist.

„Die Nachtheile der Zerstückelung der ländlichen Grundstücke sind so groß, und die glücklichen Folgen einer Zusammenlegung derselben so erheblich, daß ich nicht begreifen kann, warum man bis jetzt noch nicht zu Maßregeln gegriffen hat, die zur Beseitigung solcher Mißbräuche unentbehrlich sind. Mißbräuche, von denen schon François de Neufchateau so eindringlich sagte: „Bei dieser Zerfetzung und Zerstückelung der Grundstücke, ohne Wege, um zu den einzelnen Parcellen gelangen zu können, ist es der Landwirthschaft, die noch überdieß durch die Belastung der Uebertrift und der freien Weide ungemein belastet wird, so wenig möglich, zu wachsen und zuzunehmen, wie einem Kinde, das man mit eisernen Fesseln in eine Wiege schnürt."

„In Wahrheit, in einer Flur, wo die Grundstücke durcheinander liegen, kann man auf sein Feld nicht eher gelangen, als bis man eine Menge wohl zwanzig und noch mehr, fremde überschritten hat, und zu manchen Zeiten des Jahres ist dieß nicht einmal möglich, ohne sich Unannehmlichkeiten, Zeit- und Geldverlusten, und Plackereien aller Art auszusetzen, die den Werth unsers sogenannten Eigenthums ganz aufzehren und damit endigen, daß der städtische Grundbesitzer ganz gleichgültig gegen seine Grundstücke wird, und der kleinere Eigenthümer sich geneigt fühlt, sich von selbigen los zu machen. Es ist dieß gerade so, als wenn man, um in seine Wohnung zu gelangen, durch zwanzig andere Häuser hindurch gehen müßte, und doch würde sich dieses oftmals ohne so große Störung machen lassen, wie die erwähnten sind."

„Das Tollste ist aber Folgendes. In mehren Gegenden von Lothringen und wahrscheinlich auch in anderen Theilen von Frankreich gibt es Wiesenstückchen, die einer mehr oder weniger großen Anzahl von Eigenthümern in ungleichen Verhältnissen zugehören, und deren Vertheilung unter ihnen alljährlich auf andre Weise erfolgt, so daß diesen sogenannten Grundbesitz ein Jeder alljährlich auf einer andern Stelle erhält, gerade wie zur Zeit der Vandalen. Es begreift sich leicht, daß bei einem so barbarischen, noch immer fortbestehenden Gebrauche, diese Wiesen niemals gereinigt, gewässert, gedüngt oder auf sonst eine Weise verbessert werden; denn Niemand wendet einige

Sorgfalt darauf und mag Auslagen machen, deren Früchte ein Anderer genießt. Das ist gerade so, als wenn eine mehr oder weniger große Anzahl von Menschen mehre Häuser in Gemeinschaft besäßen und, statt sie unter sich zu vertheilen, es vorzögen, alljährlich mit der Wohnung zu wechseln."

„Und läßt sich wohl bei einem solchen Zustand der Dinge an eine Aufhebung der Uebertrift und Gemeinweide denken. Glaubt man wohl, daß man sein Feld auch dann noch wie ein geheiligtes Eigenthum betrachten werde, wenn man es nicht begehen und bestellen kann, wann und wie man es für gut hält? Man bildet sich am Ende wohl gar ein, daß unser, der Verbesserung so sehr bedürftige Ackerbau sich derselben auch da noch erfreuen werde, wo die Fluren zerstückelt, und die einzelnen Stücke eingeschlossen sind, wo vollends gar der Besitz alljährlich wechselt? Das wäre eben so, als wenn man behaupten wollte, unsere anderen Gewerbzweige würden weiter vorgeschritten sein, wenn sie, nach erlangtem Besitz ihrer Grundstoffe, über diese nicht verfügen, sie nicht verarbeiten, und von ihrem Lokal nicht Gebrauch machen könnten, ohne von einer andern benachbarten Gewerbsanstalt alle die Beschränkungen und Plackereien erleiden zu müssen, denen unsere von anderen eingeschlossene Felder ausgesetzt sind! Das wäre eben so, als wenn man annehmen wollte, daß weder Menschen noch Vieh des Salzes bedürften, daß es sehr unrecht sei, das Menschengeschlecht gegen die Verheerungen der Pocken durch die Vaccination zu schützen und die Erhaltung der Schafe durch die Impfung zu sichern. Wenn ein oder zwei Deputirte die Unentbehrlichkeit des Salzes bestreiten, und ein Finanzminister dieß benutzt, um alle die Abgaben, welche auf dieser Waare liegen, aufrecht zu erhalten,*) so macht man doch von ihr fortwährend einen starken Gebrauch.

*) Um einen Beweis zu liefern, wie drückend die in Frankreich stattfindenden Abgaben vom Salze, in Verbindung mit den daneben noch bestehenden Belästigungen sind, gibt der Verf. folgende Nachweisung: „Es kann nur Vortheil bringen, die Opfer kennen zu lernen, welche das Bestehen der Salzkompagnie in Frankreich noch außer den gesetzlichen Auflagen den zehn östlichen Departements des Doubs, des Jura, der obern Marne, der Meurthe, der Maas, der Mosel, des Nieder-Rheins, des Ober-Rheins, der obern Saone und der Vogesen, abfordert. Dieselben werden hervorgebracht 1. durch die Höhe des Salzpachtes selbst, 2. durch die Generalkosten der Kompagnie, 3. durch die Vertheuerung des Salztransports, welche dadurch entsteht, daß die Fabrikation nur an sehr wenigen Orten betrieben wird, 4. endlich durch die Vortheile, welche die Kompagnie ihren Afterpächtern verwilligt. Nach ganz genauen Berechnungen haben diese Opfer in 33 Jahren, von 1801—1834, den genannten zehn Departements außer der gesetz-

Wenn gleich viele wider die Vaccination und Pockeneinimpfung auftreten, so bedient man sich dennoch mit Erfolg dieser beiden Schutzmittel nicht minder als früher. Warum geschieht nicht dasselbe bei der Zusammenlegung der Grundstücke, warum bringt man selbige nicht in Ausführung, wenn sich ihr auch viele widersetzen, da sie doch das einzige Mittel ist, uns gegen alle die Uebel zu schützen, welche die Zerstückelung und das Durcheinanderliegen der Grundstücke über uns verhängen?"

„Um denselben Zweck zu erreichen, bringt man den Ackerumtausch in Vorschlag. Dieses Mittel ist aber ein bloßes Palliativ, durchaus nicht ausreichend, weil es doch über kurz oder lang wieder neue Zerstückelungen und Vertheilungen geben würde, was bei dem Zusammenlegen, wenn es zweckmäßig geschieht, niemals der Fall sein kann. Denn bei einem solchen muß jedes einzelne Feldstück, sei es auch noch so klein, jedes Ackerbeet, gerade wie die Vorderseite jedes Hauses auf eine Straße, auf einen Weg, nicht selten auf zwei auslaufen, da zumal zu hoffen ist, daß bald jede Gemeinde, sei sie auch noch so entfernt von einer Haupt- oder Nebenstraße, einen guten Weg, um darauf zu gelangen, haben werde."

„Wenn nun, sobald in einer Gemeinde zum Zusammenlegen geschritten wird, sämmtliche Feldstücke, die einem Einzelnen gehören, nach ihrer Gesammtgröße in einer ihrer Güte möglichst entsprechenden Beschaffenheit in ein einziges Stück gebracht sind, theilt man dieses Stück in schmale, gleich breite, kleine Streifen oder Parcellen ab, die numerirt werden und je nach ihrer Länge 20 — 40 Aren enthalten" (108 — 216 sächs. 140 — 280 preuß. Quadr. R.).

„In einer auf diese Weise zusammengelegten Flur erhält nun ein jeder Feldbesitzer, sei sein Grundstück, das er vorher besaß, auch noch so klein, eine der Größe desselben entsprechende Parcelle, ebenfalls mit ihrer bestimmten Nummer bezeichnet, an einer der vom Orte am wenigsten entfernten Stellen in der Nähe eines Weges zugetheilt, auf welchen dieselbe eben so ausgeht wie das Stück des größten Grundbesitzers. Die Erben

---

lichen Auflage 100 Millionen Franken für 6600000 Centner Salz gekostet; so daß also jedes dieser Dep. für eine Consumtion von 20000 Centnern Salz in dem genannten Zeitraume zwei bis dreimalhunderttausend Franken jährlich mehr gezahlt hat, als die Steuer beträgt, eine Summe, welche die weit übertrifft, die sie auf ihre Wege, ihre öffentlichen Anstalten, ihre Schulen verwenden können. Wenn man, dem Grundsatz der Gleichmäßigkeit huldigend, den übrigen Departements einen gleichen Beitrag auflegte, so würden 533 Millionen in den Staatsschatz kommen."

Digitized by Google

eines solchen können nun wohl, wenn es ihnen gefällt, dasselbe unter sich vertheilen, dürfen aber dabei keine der einzelnen Parcellen, woraus es besteht, zerschneiden; diese sind in dem über diese Operation aufgenommenen Protokolle als untheilbar zu erklären, wie eine jede andere in der ganzen Flur, ohne Rücksicht auf ihren Gehalt. Jede Parcelle muß für immer unveränderlich so bleiben, wie es die Beschreibung und der Plan von der geschehenen Zusammenlegung besagen."

„Bei der Zusammenlegung einer Flur läßt man die Gebäude und die daran befindlichen Gärten oder anderen Umhegungen ihren jetzigen Besitzern, eben so die Weinberge; nur trägt man dafür Sorge, daß hinter den Gärten ein Weg von 6 Metres (21 Leipz. Fuß) Breite rund um das Dorf und die Weinländereien hinweglaufe. In den letzteren legt man noch überdieß Fußsteige von schicklicher Breite an, eben so überall, wo deren nöthig sind, um die in dieser Hinsicht bestehenden Servitute wegzubringen. Die Weinländereien von einiger Größe werden ebenfalls in Streifen abgetheilt, die nicht unter zehn Aren (54 sächs., 70 preuß., Quadratruthen) sein dürfen, gleichfalls numerirt werden und wie die Feldstreifen für immer untheilbar bleiben."

„Die oben erwähnte Art der jährlichen Wiesenvertheilung wird ganz aufgehoben; man überläßt einem Jeden das ihm zukommende Stück für immer als ein unveränderliches Eigenthum."

„Die Holzungen und bereits abgerundete Güter läßt man, wie sie sind, man umgibt sie aber mit Wegen. Da es späterhin an Raum dazu fehlen könnte, so legt man im Voraus alle Wege und Fußsteige auf Gemeindegrundstücken, oder, wenn es nöthig, auf den zusammenzulegenden Besitzungen an."

„Dieses ganz vorzügliche Verfahren, ohne welches weder die zahlreichen Mißbräuche des Durcheinanderliegens der Felder zu beseitigen sind, noch die Macht schädlicher Verfahrungsarten gebrochen werden kann, verletzt Keines Interesse und bringt Allen Vortheil. Erhält Einer auch wirklich ein Stück Land von geringerer Güte, als er hingab, so wird er dafür reichlich entschädigt durch die nun endlich erlangte Möglichkeit, zu jeder Zeit darauf kommen, es beweiden und bestellen zu können, wie es ihm beliebt, weil nunmehr sämmtliche Grundstücke auf einen Weg auslaufen. Sie ist das einzige Mittel, ohne große Störung die auf so lebhafte und gerechte Weise gewünschte Aufhebung des gemeinschaftlichen Weidegangs, dieser unseligen Ausgeburt der Zerstückelung und Vermengung der Ländereien, zu bewirken; sie befreit das Grundeigenthum von allen Servituten

und allen den daraus folgenden Fesseln der Kultur. Solche Vortheile sind allein im Stande die Fortschritte des Ackerbau's zu erleichtern; sie erwecken die Liebe des Grundeigenthümers zu seinen Besitzungen und verpflichten ihn zu deren zweckmäßigem Anbau; sie nöthigen die Pächter, ihren gewohnten Schlendrian zu verlassen, indem sie ihnen den wahren Weg zu Verbesserungen zeigen, und dieß muß nothwendig bald von ihrer Seite ein höheres Gebot herbeiführen, weil sie dadurch in größeren Wohlstand kommen. Diese Operation bereitet endlich dem Landwirth ein seinen edeln, das Gemeinwohl allein wahrhaft begründenden Bestrebungen würdigeres Loos."

„Noch ein Vortheil entspringt aus der Zusammenlegung, der ebenfalls Erwähnung verdient, nämlich der, daß durch sie das Kataster eine ewige Giltigkeit erhält. Aber um die durch die Zusammenlegung bewirkte regelmäßige und vollkommene Ordnung zu erhalten, muß streng darauf gesehen werden, daß jeder einzelne Feldstreifen nicht wieder getheilt werde; im Gesetzbuche muß deren Untheilbarkeit für alle Zeiten ausgesprochen sein, denn sonst würde gar bald die vorige durch die Zerstückelung herbeigeführte Verwirrung von Neuem entstehen. Jeder Streifen oder jede einzelne Nummer einer zusammengelegten Flur ist, wie bereits gesagt, nur klein, wenn sie nicht mehr als 40 Aren, ein oder zwei Aren darüber oder darunter, enthält. Es würde daher sowohl im Interesse ihres Bebauers, als im Interesse des Ackerbaus, also auch für das Gemeinwohl unvernünftig, lächerlich und barbarisch sein, wenn man an seine abermalige Zertheilung denken wollte. Man darf eine solche durchaus nicht zulassen. Jede solche Nummer ist untheilbar, wie ein Hausgeräth, ein Gebäude oder eine Maschine, die nicht bei Erbschaften getheilt werden dürfen, sondern versteigert werden müssen."

Es ist vielleicht nicht uninteressant, an diese Vorschläge das zu reihen, was ein anderer Landwirth, Herr May zu Mandray im Departement der Vogesen, in derselben Zeitschrift Mai 1836 über diesen Gegenstand sagt, da demselben auch bei uns jetzt mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als früher, und Ackerumsatz, Gemeinheitstheilung und Zusammenlegung der Grundstücke gegenwärtig ebenfalls in ihrer ganzen großen Wichtigkeit in Bezug auf die Landeskultur besser als jemals erkannt werden, das Thema der Tagesgespräche unter den Freunden der Landwirthschaft geworden sind und über ihre möglichst zweckmäßige Ausführung die verschiedenartigsten Ansichten, Wünsche Anforderungen und Vorschläge aufgestellt werden.

Digitized by Google

Herr May sagt: „Viele unterrichtete Land- und Staatswirthe haben schon über das Zusammenlegen der Grundstücke geschrieben; da es aber jedem Menschen erlaubt ist, die Sachen auf seine Weise anzusehen und zu überdenken, so wage ich es, obgleich nur ein einfacher Landmann, meine Meinung über diesen Gegenstand ebenfalls abzugeben. Ich werde mich nicht damit befassen, die Vorzüge der großen und kleinen Grundbesitzungen gegeneinander abzuwägen, ich will nur darauf aufmerksam machen, daß es sowohl dem Interesse der Landwirthe, als dem des Gemeinwohls entgegen ist, wenn die einem einzigen Besitzer zugehörigen Grundstücke in der Flur zerstreut umherliegen. Aber wie soll deren Zusammenlegung bewirkt werden? Ich glaube nicht, wie Herr Bertier (in dem vorhin im Auszug mitgetheilten Aufsatz), daß gegenwärtig dieselbe von der Regierung erzwungen werden solle; denn wie viel Schwierigkeiten und Widerstand würde sie bei diesem Verfahren finden! Wie würde es möglich sein, die Interessen aller Grundeigenthümer zu vereinigen, von denen ein Jeder glaubt, sein Acker sei besser als der daneben liegende seines Nachbars, und die von den Vortheilen einer Zusammenlegung keinen Begriff haben, weil sie noch sehr selten die Grundsätze eines besseren Ackerbaues kennen! Ich glaube, behaupten zu dürfen, daß eine strenge Maßregel in dieser Hinsicht fast alle Grundeigenthümer in mehren Gemeinden des von mir bewohnten Départements aufbringen würde, und doch ist hier die Zerstückelung so weit getrieben, daß in der Gemeinde, wo ich lebe, mehr, als funfzig Parcellen Land befindlich sind, die weniger, als funfzig Quadratmeter (nicht einmal 1 sächs. Quadratruthe) halten."

„Aus diesem Grunde glaube ich, daß das sächsische Gesetz über das Zusammenlegen der Grundstücke vom 14. Juni 1834 alle Aufmerksamkeit der französischen Regierung verdiene.*) Nach seinen Vorschriften müssen die Zusammenlegungen in allen

*) Das hier angezogene Gesetz, welches mit der allen neueren sächsischen gesetzlichen Verfügungen eigenthümlichen Zartheit und Gewissenhaftigkeit das Bessere zu erreichen strebt, ohne irgend ein Interesse zu verletzen, dürfte, so vortrefflich es auch in seiner Anlage und Tendenz ist, dennoch bei der gegenwärtig noch so geringen Verbreitung des besseren landwirthschaftlichen Wissens unter allen Klassen von Landwirthen und bei der vielen inwohnenden Eigennützigkeit nicht so viele Auseinandersetzungen und Zusammenlegungen hervorbringen, als um des allgemeinen Besten willen zu wünschen wäre, und es könnte daher wohl nichts schaden, wenn es sich etwas strenger und befehlender ausspräche. S. Universalblatt B. 11. S. 20.

Digitized by Google

Gemeinden erfolgen, wo das Verlangen danach sich lebhaft ausspricht, d. h. wo die Mehrzahl der Grundeigenthümer sich dafür erklärt?"

„Es gibt nun aber noch ein Mittel, die Zusammenlegungen zu erleichtern, ein Mittel, das ich der Regierung, so wie den Staats- und Landwirthen zur Beachtung empfehle; dasselbe besteht darin, die ferneren Zerstückelungen zu verhindern und die auf das Zusammenlegen hinwirkenden Ackerumtausche zu begünstigen. Woher kommt es, daß in so vielen Gegenden die Ländereien so zertheilt sind? Wenn eine Erbschaft anzutreten ist, will jeder Erbe seinen Antheil an allen Grundstücken der Verlassenschaft haben; dem zu Folge wird bisweilen eine Fläche von 30 — 40 Aren in fünf, sechs, sieben und noch mehre Theile zerfällt. Dieß ist die wahre Ursache der Zerstückelung, und die Regierung sollte vornehmlich ihr Augenmerk auf deren Vernichtung richten, um so mehr, da sie dabei nur wenig Widerstand erfahren dürfte, und doch auf diese Weise einen Theil der Vortheile bewirken würde, die eine gezwungene Zusammenlegung gewährt. Es sollte nach meiner Meinung bei Erbschaften fernerhin nicht mehr erlaubt sein, ein Stück Land zu zertheilen, das weniger als einen Hektar hält; solche, die mehr als einen Hektar halten, sollten, wenn man sie zertheilen will, mit dem doppelten oder dreifachen Betrag der Gebühren belegt werden. Das Verlangen eines einzigen der Erbinteressenten, daß die Zertheilung unterbleiben solle, müßte hinreichen, dieselbe zu verhindern, und ein eingehegtes Stück Land zu zertheilen sollte gänzlich untersagt sein; denn ein solches verliert dadurch die Hälfte seines Werthes und manchmal noch mehr. Hier spreche ich mit Kenntniß von der Sache; denn ich habe Beweise dafür. Auch wollte ich, daß alle auf Zusammenlegen hinwirkende Ackerumtausche von der Zahlung der Einschreibegebühren befreit würden."

„Dieß sind meine Wünsche, welche ich für das Heil des französischen Ackerbaues ausspreche und der Beachtung der Kommission empfehle, welche die Vorarbeiten für ein Agrargesetzbuch vornehmen soll. Schlüßlich bemerke noch, daß selbst gezwungene Zusammenlegungen, sobald die Regierung sie anordnet, nicht zum Zwecke führen werden, wenn sie nicht zugleich mit dafür Sorge trägt, daß in einer der von mir angegebenen ähnlichen Weise die ferneren Zertheilungen unterbleiben müssen, weil sonst die Zerstückelung bald von Neuem da sein würde."

Digitized by Google

III.

Beschreibung der Verfertigung der Käse von Neufchatel, die in Paris unter dem Namen „Neufchateler Spunde," bondons de Neufchatel, verkauft werden

Nach jedem Melken des Tages trägt man die Milch in die Käsekammer, gießt sie daselbst noch ganz warm durch einen Seiher in Krüge von Steingut, die ungefähr 20 Litres, 21¼ Dresd. Kanne, halten, setzt Lab hinzu und stellt dann die Krüge in Kasten, die mit einer wollenen Decke überdeckt sind. Den dritten Tag nachher am frühen Morgen schüttet man den Inhalt der Krüge, die geronnene Milch, in Weidenkörbe, die inwendig mit einer dünnen Leinwand belegt sind, und stellt diese auf einen Tisch oder eine Käsebank zum Abtropfen. Ist dieses bis zum Abend erfolgt, so nimmt man den Topfen (die geronnene Käsematerie, den Quarch) aus dem Korbe, schlägt ihn in ein leinenes Tuch und bringt ihn unter eine mit Gewichten belegte Presse, die allmählig, nach Erforderniß, mehr beschwert werden kann. Hier bleibt er bis zum Morgen des vierten Tages, dann schlägt man ihn in ein anderes reines Tuch, knetet und durcharbeitet ihn darin nach allen Richtungen so lange, bis sämmtliche Käse- und Buttertheilchen auf's Innigste miteinander gemengt sind und das Ganze eine gleichartige butterige Masse darstellt. Ist sie zu weich, so bringt man sie in eine andere Leinwand, ist sie zu fest oder spröde, so setzt man ein wenig von dem frischen, eben abtropfenden Quarche hinzu.

Zum Formen der Käse bedient man sich kleiner hohler Cylinder von weißem Blech, die 2⅓ Zoll Leipz. Maß im Durchmesser und 2¾ Zoll in der Höhe haben. Man macht nun aus dem wohldurcharbeiteten Topfen Rollen oder Klöse, die etwas größer als diese Cylinder sind, und stößt solche, die Form in der linken Hand haltend, mit der rechten scharf hinein, so daß sie nun ein paar Zoll darüber hinausragen; dann setzt man die Form auf einen Tisch, drückt die darüber hinausstehende Käsemasse mit der flachen Hand so fest wie möglich zusammen, damit im Innern keine Hohlung entstehe, schneidet dann mit einem Messer das oben und unten Herausragende ab und nimmt nun den auf diese Weise geformten Käse heraus, indem man die Form in der rechten Hand hält, leicht daran schlägt und sie hin- und herdreht. Es

Digitized by Google

wäre vielleicht besser, wenn man Formen anwendete, die der Länge nach in zwei Theile zerfielen und an den beiden Enden durch Ringe zusammengehalten würden.

So wie der Käse aus der Form kommt, wird er gesalzen. Man nimmt dazu eine Hand voll trocknes, ganz fein zerriebenes Salz, überstreut damit zuerst sein oberes und unteres Ende und reibt dann das, was in der Hand zurückbleibt, den Käse mehrmals darin herumdrehend, sorgfältig auf seinem Umfange ein. Auf 100 Stück Käse rechnet man ein Pfund Salz. In der Ordnung, wie man sie salzet, werden sie auf ein Bret, das man auf den Tisch legt, gestellt, um bis zum andern Morgen vorläufig abzutrocknen; dann werden die Breter zu den mit einer Lage frischen Stroh's versehenen Käsehorden oder Lattenrahmen getragen, auf welche die Käse reihenweis quer über das Streh ganz dicht aneinander gelegt werden, jedoch so, daß sie sich nicht berühren können. Hier bleiben sie vierzehn Tage bis drei Wochen und werden während dieser Zeit oftmals umgewendet, damit kein Stroh daran hängen bleibe. Wenn sie einen blauen Ueberzug erhalten haben, so bringt man sie in das Magazin; hier werden sie auf mit Stroh belegte Horden aufrecht gestellt und von Zeit zu Zeit umgewendet. Nach ungefähr drei Wochen kommen aus dem blauen Ueberzug rothe Knospen hervor; dieß ist ein Zeichen, daß sie den Grad von Reife erlangt haben, wo sie verkauft werden können. Im Innern sind sie jedoch noch immer nicht gar genug, um zur Speise dienen zu können; dazu sind noch vierzehn Tage bis drei Wochen nöthig. Die Käsehändler in Paris lassen sie im Keller, nach Verhältniß ihres Absatzes, zur Reife kommen. Diese Käse verlangen an ihrem Aufbewahrungsorte viel Sorgfallt. Sollen sie sich lange halten, so muß man sie schärfer austrocknen lassen. Sie können, um einen größern Wohlgeschmack zu erhalten, eben so eingelegt und behandelt werden, wie die Käse von Brie. (S. den folgenden Aufsatz.)

Digitized by Google

IV.

Beschreibung der Bereitungsart der Käse von Brie.

Der Käse von Brie ist ein vortrefflicher Käse, wenn er mit der gehörigen Sorgfalt bereitet wird. Man findet eine Menge Arten davon, aber wenige ganz gute. In Paris wird er in großer Menge verzehrt, und seine Bereitung ist zwar nicht schwierig, erfordert aber ungemein viel Sorgfalt und Reinlichkeit. Die beßten werden im Herbst gemacht; die in den andern Jahreszeiten verfertigten meist jung und nur halb gesalzen verspeis't. —

Um diese Käseart herzustellen, nimmt man die noch ganz warme Morgenmilch, gießt sie durch ein Leinentuch, setzt den Rahm der Abendmilch hinzu, bringt nun diese Mischung mittels heißen Wassers zu einer Wärme von 30 — 36 Grad nach dem hunderttheiligen Thermometer (24 — 29° R.) und labt sie dann. Zu dem Ende bindet man das Lab in ein reines Leinwandsäckchen und lös't selbiges so eingehüllt in der Milch auf. Ein Löffel voll ist hinreichend für 12 Litres (ziemlich 13 K. sächs.) Milch. Man deckt nun das Gefäß, worin das Laben geschehen ist, zu und läßt die Milch eine gute halbe Stunde ruhig stehen; ist sie nach dieser Zeit noch nicht geronnen, so setzt man noch ein wenig Lab hinzu und deckt das Gefäß auf's Neue zu.

Hat sich nun die Käsematerie abgeschieden, so rührt man sie tüchtig in den Molken herum, anfänglich mit einem hölzernen Löffel, dann mit den Händen. Nach diesem drückt man sie auf dem Boden des Gefäßes zusammen, nimmt sie mit den Händen heraus und füllt damit die Form, in welcher man sie fest zusammendrückt. Hierauf belegt man diese mit einem Bretchen, auf das man Gewichte stellt, um den Topfen noch mehr zusammenzudrücken. Diese Käse haben, wenn sie fertig sind, etwa einen Fuß im Durchmesser und 1¼ Zoll in der Stärke.

Hat die Käsemasse aufgehört, freiwillig abzutropfen, so breitet man ein feuchtes Leinentuch über die Form und schüttet, diese umkehrend, den Käse darauf. Dann legt man in die Form selbst ein Leinentuch, bringt den Käse wieder hinein, schlägt die Leinwand über ihn zusammen, legt den Deckel darauf und stellt ihn unter die Presse. Nach Verlauf einer halben Stunde wird

die Leinwand gewechselt und der Käse von Neuem gepreßt. Diese Operation wird nun alle zwei Stunden bis zum Abend des nächsten Tages wiederholt, das letzte Mal jedoch der Käse ohne Umhüllung in die Form gebracht und so eine halbe Stunde lang, auch wohl noch länger gepreßt.

So wie er nun von der Presse wegkommt, wird er gesalzen, man legt ihn zu dem Ende in ein flaches Gefäß und reibt ihn von allen Seiten wohl mit Salz ein, läßt ihn dann eine Nacht ruhig liegen und wiederholt den Tag darauf das Einreiben mit Salz auf's Neue. Er bleibt nun drei Tage lang in der Salzlake liegen und wird nach deren Verlauf in die Käsekammer gebracht, welche trocken und luftig und mit kleinen Tischen versehen sein muß, auf welche Matten von Binsen oder Stroh gebreitet sind, die den Namen cajot führen. Auf diese Tischchen werden die Käse gelegt, täglich einmal sorgfältig umgewendet und dabei jedesmal mit einem reinen trocknen Leinentuche abgetrocknet. Es ist gut, wenn sie recht schnell trocken werden. Sobald dieß erfolgt ist, schreitet man zum Einlegen derselben, um ihre Reife zu befördern. Dabei verfährt man folgendermaßen: Man schlägt einem Faß den einen Boden ein und streut inwendig auf den andern eine drei bis vier Zoll hohe Lage von Häckfel oder Haferspreu, darauf legt man den Käse, bedeckt denselben mit einer gleich hohen Schicht von Häckfel oder Spreu und wiederholt abwechselnd das Einlegen der Käse und das Ueberstreuen derselben so lange, bis das Faß voll ist, sorgt dabei aber dafür, daß das Stroh den Schluß macht. Um das Eindringen des Häckfels ꝛc. in die Schale zu verhüten, breiten Einige unmittelbar unter und über den Käse kleine Geflechte (cajots) von feinem Stroh. Das Faß wird nun an einen frischen, aber trocknen Ort geschafft. Nach wenigen Monaten werden die Käse gut, weich und genießbar und erhalten, da sie sehr fett sind, bald einen ganz köstlichen Geschmack. Nach einiger Zeit jedoch fangen sie bei dieser Behandlungsweise an, auszulaufen; dieß ist ein Zeichen von einer beginnenden Gährung, die mit gänzlicher Zersetzung endigt. Das Innere des Käses bläht sich auf, zersprengt die Rinde, läuft breiartig aus und ist in dieser Gestalt Anfangs butterig, mild und schmackhaft, nimmt aber, so wie die Zersetzung weiter fortschreitet, bald einen beißenden unangenehmen Geschmack an. Es gibt daher einen Zeitpunkt, den man genau wahrnehmen muß, wenn man diese Käse in ihrer größten Vollkommenheit genießen will.

Zu Meaux fängt man die auslaufende Käsematerie, so wie sie zum Vorschein kommt, sorgfältig auf dünnen reinlichen

Digitized by Google

Bretchen auf und bringt sie von diesen in kleine hohe Töpfe, die man wohl verschließt. Man wartet nicht einmal immer, bis die Käse anfangen auszulaufen, um diese Topfkäse zu bereiten, sondern legt bisweilen, wenn man die Käse aus dem Fasse nimmt, diejenigen auf die Seite, welche zu weich geworden sind, eine Anlage zum Auslaufen erlangt haben und deßhalb nicht mehr gut zum Transport taugen. Man schält hierauf die Rinde von ihnen ab und drückt den in ihrem Innern befindlichen weichen Teig in Töpfe, die mit Pergament zugebunden und unter dem Namen „Käse von Meaux" in den Handel gebracht werden.

Der Preis der Käse von Brie ist verschieden nach ihrer Güte. Das Stück von 2 — 3 Pfund Schwere kostet 1 — 2 Franken.

Digitized by Google

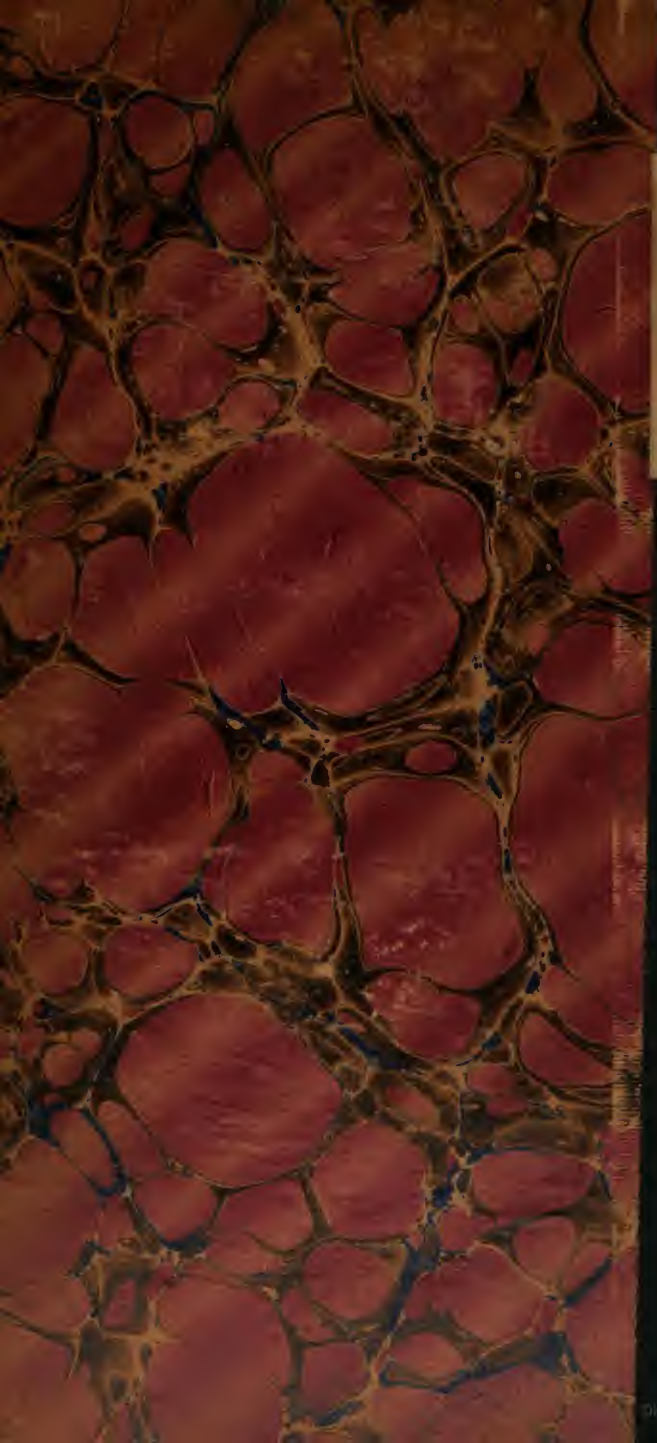
Nachricht für den Buchbinder.

Die beifolgende Abbildung des Vordertheiles eines Pfluges wird Seite 63 eingeheftet.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06398 5033


Digitized by Google